

Nr. 2 | Verlagsort Göttingen | Februar 1951 | Einzelpreis 0,35 DM | Jahrgang 2

Heraus aus der Isolierung!

Das Flüchtlingsproblem ist außerordentlich vielseitig und umschließt eine Reihe von wirtschaftlichen und finanziellen, juristischen und sozialen Fragen. Da man jetzt endlich darangeht, diese Dinge auf dem Wege der Gesetzgebung zu ordnen, soweit sie einer solchen Ordnung überhaupt zugänglich sind, tritt die finanzielle Seite des Problems immer stärker in den Vordergrund. Die Zeitschriften der Vertriebenen sind voll Artikeln über Lastenausgleich, Aufbauhilfe, Zahlung von Pensionen und Renten, und auch die deutsche Tagespresse berichtet mehr oder minder ausführlich darüber.

So wichtig diese Fragen zweifellos auch sind, so sehr es ein hohes Ziel der Gesetzgebung sein muß, hier Lösungen zu finden, die allen Teilen Gerechtigkeit widerfahren lassen, so darf doch nicht übersehen werden, daß das Flüchtlingsproblem mit Geld und Gesetzen allein nicht zu lösen ist. Es liegt viel tiefer, in einem Bezirk, in den Gesetze nicht hinabreichen, im Seelischen und Menschlichen. Den Verlust der Heimat kann auch das beste Gesetz nicht ersetzen.

Heimat ist nicht nur eine Landschaft, die Leben und Glanz bekommt von den tausendfältigen Erinnerungen, die jeden mit dem Lande seiner Kindheit verbinden. Sie ist darüber hinaus ein dichtes Geflecht menschlicher Beziehungen, in denen man seine Zuflucht und seine Wirkungsstätte hatte, Familie und Verwandtschaft, Freunde und Berufsgenossen, Nachbarn und Mitbürger. Gewiß war der Kreis manchmal klein, und es fehlte auch nicht an Nachbarfeindschaften und Alltagsärger. Mancher von uns glaubte auch wohl, solch einen Kreis entbehren zu können, und dünkte sich erhaben über Kirchtumspolitik und Vereinsmeierei. Im ganzen aber bewährte sich der Mensch doch erst als Glied seiner Zunft — dieses Wort im weitesten Sinne genommen. Hier erwies sich sein Wert oder Unwert, hier zeigte er, was er konnte oder nicht konnte. Im Widerhall dieses Kreises bildete sich das, was man den Ruf eines Menschen nennt. Ob ein Landwirt wirtschaften konnte, wußten seine Nachbarn, ob ein Lehrer tüchtig war, wußten seine Kollegen und seine Schüler, was ein Kaufmann, ein Beamter, ein Handwerker leistete, wußten seine Berufsgenossen. Berufliche und außerberufliche Neigungen entfalteten sich in Berufsverbänden und Vereinen aller Art. Je älter man wurde, umso mehr festigte sich der Ruf. Man galt etwas — mehr oder minder viel — in der Heimat.

Dieses ganze Netz menschlicher Beziehungen ist durch die Vertreibung aus der Heimat zerrissen. Wer seine Heimat nicht verloren hat, kann nicht ermessen, was das bedeutet. Denn ihm blieb seine Umwelt erhalten, mag er auch noch so sehr durch Bomben oder andere Kriegseinwirkungen geschädigt sein. Millionen sind in soziale und seelische Isolierung geworfen, am meisten die, die auch ihre Familie verloren haben oder nicht mit ihr zusammenleben. Wir alle müssen von vorn anfangen, uns wieder einen Ruf zu verschaffen, wir müssen uns von neuem bewähren, denn was wir in der Heimat geleistet haben, wissen unsere Landsleute und Leidensgenossen, aber nicht unsere neuen Mitbürger. Vielen ist es schon in erheblichem Maße gelungen, sich eine neue Existenz zu schaffen, wobei die einen sich gegen eine ihnen abgeneigte Umwelt durchzusetzen hatten, andere von ihren neuen Mitbürgern verständnisvoll gefördert wurden. Bis zu einer wirklichen seelischen Eingliederung ist der Weg aber noch weit, und Tausende haben ihn überhaupt noch nicht betreten können. Sie leben noch in der Kälte der Isolierung und entbehren die warme und schützende Luft menschlicher Nähe

Hier ist die große Aufgabe der Landsmannschaften. Sie sind keine Interessenverbände, nicht entstanden aus politischen Erwägungen, auch nicht oder wenigstens nicht in erster Linie aus dem Gegensatz gegen die Einheimischen als Instrument zur Durchsetzung der Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit der Vertriebenen, sondern aus ihrem Bedürfnis, sich das Gewebe menschlicher Beziehungen zu erhalten, in dem sie einst einen Einschlag gebildet haben. Das bedeutet nicht, daß man sich in wehmütigen Erinnerungen verlieren und an ihnen betäuben soll, sondern daß man aus der Besinnung auf das, was man gehabt hat, die Kraft zu einem neuen Anfang findet.

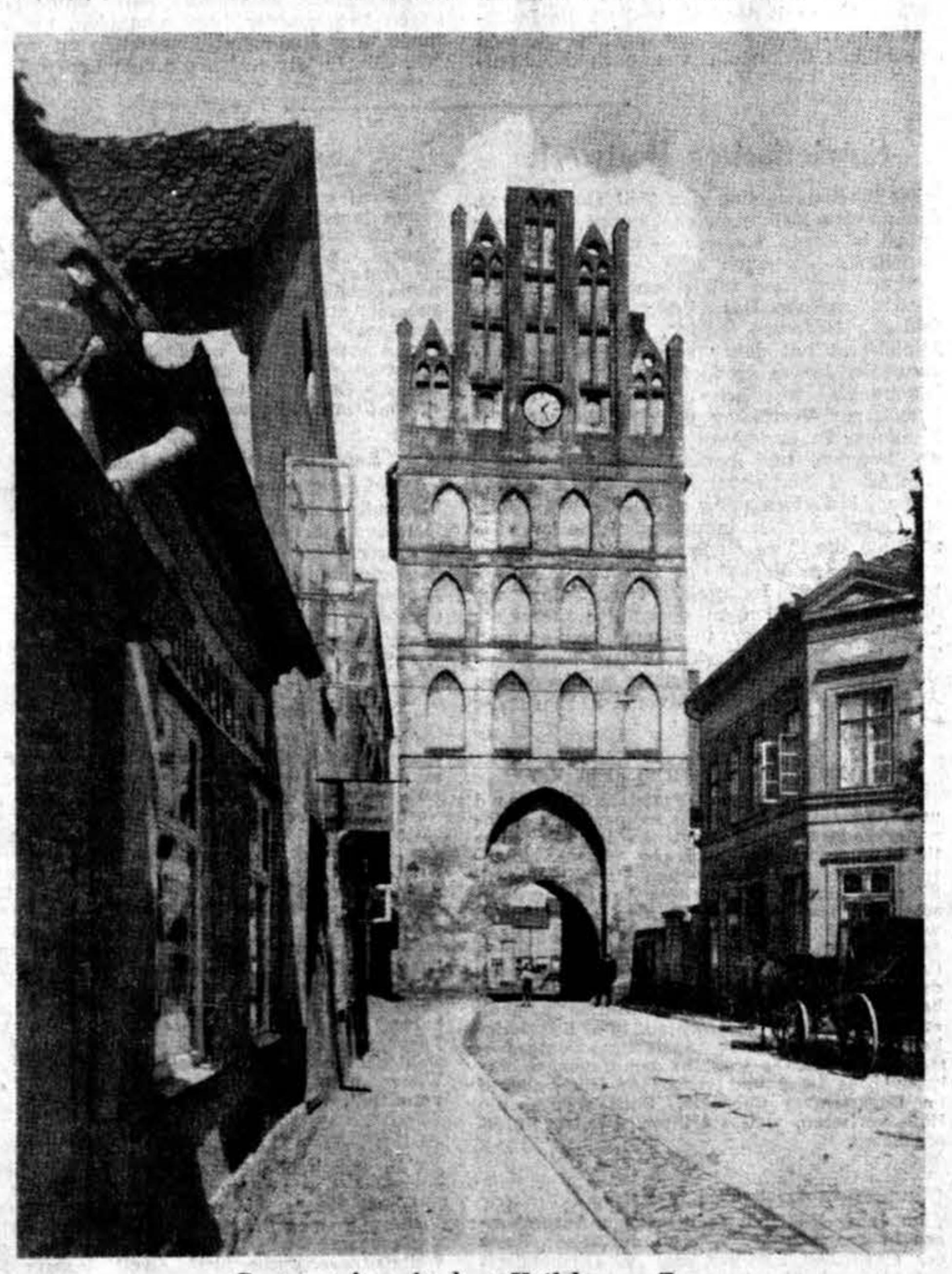
Es ist nicht die Aufgabe der Landsmannschaften, die Vertriebenen in der Isolierung zu bestärken, sondern ihnen zu helfen, diese zu überwinden, indem sie den Landsmann in der neuen Umwelt nicht allein lassen, sondern ihm das Bewußtsein seines Wertes erhalten. Was Gesetze dabei tun können, muß getan werden, aber das seelische Problem der Heimatlosen ist nicht durch Gesetze zu lösen. Es kann endgültig nur gelöst werden durch die Rückgewinnung der Heimat.

Dr. Gause

Einheitsfront der Vertriebenen

Der Gesamtvorstand des Zentralverbandes der vertriebenen Deutschen und die Sprecher der Vereinigten Ostdeutschen Landsmannschaften haben den Beschluß gefaßt, ihre politische Arbeit für die Vertriebenen miteinander abzustimmen.

Zu diesem Zweck haben sie einen gemeinsamen Arbeitsausschuß gebildet, der erstmalig am 1. Februar 51 in Bonn zusammengetreten ist. Bei dieser Besprechung wurde von einer Behandlung organisatorischer Fragen abgesehen. Die im gegenwärtigen Augenblick im Vordergrund stehende Frage des Lastenausgleichs wurde eingehend beraten. Der Regierungsentwurf, besonders aber die Empfehlungen des Bundesrats, wurden abgelehnt und eine eigene Stellungnahme zu den Kernpunkten festgelegt. Volle Einmütigkeit über alle berührten Probleme ist erzielt worden. Der Standpunkt des Arbeitsausschusses wird dem Bundesminister für Vertriebene vorgetragen. Die großen Organisationen der Heimatvertriebenen, werden somit die Rechte und die Forderungen der Heimatvertriebenen einmütig und geschlossen wahrnehmen.



Bartenstein mit dem Heilsberger Tor

Das Schulbuch-Problem

Mit Recht ist von verschiedenen Verbänden der deutschen Heimatvertriebenen wiederholt darauf hingewiesen worden, daß der Unterricht in den Schulen die Heimatgebiete der Vertriebenen entweder überhaupt nicht oder nur unzureichend berücksichtigt. Tatsächlich beweist ein Blick in die in den Ländern der Bundesrepublik im Gebrauch befindlichen Schulbücher, daß diese Kritik nur zu berechtigt ist. Dabei handelt es sich durchaus nicht nur um eine Angelegenheit der Vertriebenen, sondern um ein wahrhaft gesamtdeutsches Anliegen; das hier — wie so oft — von den Vertriebenen wahrgenommen werden muß. Zwar zeigen sich in letzter Zeit einige Ansätze, die auf eine Wandlung zum Besseren hindeuten. So z. B. wurde in Schleswig-Holstein ein Arbeitsausschuß gebildet, der die Grundlinien für die Behandlung der Heimatgebiete im Unterricht ausarbeiten soll, und sowohl das Bundesvertriebenenministerium wie auch das Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen nehmen sich dieser Frage jetzt mit Nachdruck an. Aber es gibt eine Anzahl von Kultusministerien der Länder — und ihre Stellungnahme ist wegen der „Kulturautonomie der Länder" besonders bedeutungsvoll — die hier bisher nur wenig Verständnis an den Tag legten, wenn auch einzelne Beamte oder Referenten sich für eine Änderung dieser Haltung einsetzten.

Ein „Schulbeispiel" ist dabei das vom hessischen Minister für Erziehung und Volksbildung genehmigte, in einem Darmstädter Verlag erschienene Lehrbuch: „Land und Leute gestalten die Wirtschaft". Dieses gibt als die Ostgrenze Deutschlands die Oder-Neiße und das Erzgebirge an. Die Verfasser bekräftigen ihre Ansicht, daß Deutschland am 14. Grad ö. L. — und nicht 22. Grad 53 Min. ö. L. — aufhöre, durch eine Karte, die eine Spitzenleistung der Unsachlichkeit ist.

Entgegen den vom Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen und der Alliierten Hohen Kommission ausgearbeiteten Richtlinien verzeichnet diese Karte die Ostgrenzen von 1937 nur mit einer schwach punktierten Linie, während die Oder-Neiße-Linie durch eine Strich-Punkt-Markierung und die übrigen Reichsgrenzen durch eine ausgezogene Linie dargestellt werden. Außerdem wird Danzig nicht als Freistaat, sondern als polnischer Hafen angegeben, und ferner die Landschaftsbezeichnung „Ostpreußen" nur in den südlichen Teil der Provinz gesetzt. Der nur in kleinen Buchstaben angebrachte Vermerk „Unter polnischer Verwaltung" steht lediglich über Ostbrandenburg und Ostpommern, während die ganze Provinz Schlesien unbezeichnet bleibt.

Es ist danach nicht verwunderlich, wenn man einige Seiten weiter liest, daß die Sowjetzone mit „Ostdeutschland" statt mit „Mitteldeutschland" bezeichnet wird, daß der kälteste Ort Deutschlands Villingen und nicht Treuburg sei, daß das ostelbische Tiefland an der Oder ende und daß es eine „Provinz Berlin" gäbe. Zwar heißt es bei der Zusammenstellung der Berliner Eisenbahnlinien noch „Schlesischer Bahnhof" und „Stettiner Bahnhof" doch endet die Eisenbahnlinie in Kaliningrad! Sollte ein Leser den Wunsch haben, sich über die wirtschaftlichen Verhältnisse Schlesiens, Pommerns, Ostpreußens zu unterrichten, dann muß er unter Polen nachschlagen. Da findet er dann, daß zu den Hauptflüssen Polens die Oder mit Warthe und Netze zählen, daß im Westen Polens (gemeint sind die deutschen Ostgebiete!) einst Deutsche wohnten, daß Stettin und Danzig polnische Häfen sind, daß die Hauptackerbaugebiete Polens in Schlesien und Pommern liegen und daß Polen Eigentümer des „Ruhrgebietes des Ostens" ist, nämlich des oberschlesischen Industriegebietes. Diese lange Reihe empörenden Unsinns wird würdig dadurch ergänzt, daß bei der Behandlung der Tschechoslowakei lediglich von ehemaligen deutschen Siedlungen um Iglau und Brünn gesprochen wird, die Sudetendeutschen sind den Verfassern unbekannt.

Dieses Schulbuch beweist wiederum, wie notwendig es wäre, daß von einer zentralen Bundesstelle aus die von den Ländern genehmigten Schulbücher auf die Behandlung ostdeutscher Fragen hin überprüft werden und daß — wenigstens in den Grundzügen — gewisse Richtlinien aufgestellt werden, die es den Verfassern ermöglichen, der Bedeutung des deutschen Ostens und der Leistung von Generationen von Ostdeutschen gerecht zu werden und damit der Wahrheit die Ehre zu geben, die, wie man sieht, so häufig verletzt oder durch Verschweigen getrübt wird. Es ist bedauerlich, daß dies überhaupt von uns vorgeschlagen werden muß, aber es scheint die einzige Möglichkeit zu sein, sachlich völlig unrichtige Darstellungen zu unterbinden oder wenigstens einzuschränken.

Wenn „Der Göttinger Arbeitskreis“ daran gegangen ist, „Ergänzungshefte für den Schulunterricht“ herauszugeben, die die Heimatgebiete der Vertriebenen behandeln, so zeigt das Beispiel des hessischen Schulbuchs, wie notwendig das war und ist. Aber es ist klar, daß dies nur ein Notbehelf im wahrsten Sinne des Wortes sein kann. Es muß vielmehr angestrebt werden, daß die Schulbücher die Heimatgebiete im Rahmen der jeweiligen Aufgaben bzw. im gesamtdeutschen und europäischen Rahmen angemessen behandeln.

Sterbender Hafen Elbing

Wie neue polnische Untersuchungen feststellen, ist die Situation des Elbinger Hafens besonders problematisch, da er durch die Ziehung der Zonengrenze zum sowjetischbesetzten Ostpreußen von seinem Hinterlande abgeschnitten ist. Heute kann Elbing nur noch für die Ausfuhr von polnischer Kohle nach den baltischen Ländern und der UdSSR in Frage kommen, vorausgesetzt, daß sich Danzig außerstande sieht, den Exportumschlag allein zu bewältigen.

In westlicher Richtung hat der Elbinger Hafen nur noch Bedeutung im Lokalverkehr mit Danzig. Das Schicksal des Elbinger Hafens ist gänzlich von der Bautätigkeit und der Industrialisierung Ostpreußens abhängig. Da diese aber aufgegeben worden ist, fällt die Erwägung fort, daß über Elbing Obst, Reis, Rohöl etc. für die Industriebevölkerung eingeführt werden könnte. In Betracht kommt nur Baumaterial und Düngemittel, sofern die Düngemittelfabriken in Stettin und Danzig wieder errichtet werden sollten. Auch von der Kabotagefahrt verspricht man sich polnischerseits keine Wiederbelebung des Elbinger Hafens, da die Rentabilität regulärer Kabotagelinien in Frage gestellt ist und nur eine Trampverbindung dem tatsächlichen Bedarf entsprechen würde

Eine Belebung wäre nur zu erwarten, wenn mit den Jahren vielleicht ein Getreideexport nach Holland und nach Norwegen zur Rede stehen könnte. Doch würde dieser Export 100 000 Jahr-Tonnen nicht überschreiten, während der frühere Gesamtumschlag Elbings 361 000 t betrug. Im günstigsten Falle würde der Umschlag auf 7—9 Schiffen zu 600 t zu bewältigen sein, von denen Polen selbst nur 3—4 einsetzen würde.

Heimattreue Ost- und Westpreußen in Bremerhaven

In Bremerhaven ist bereits vor 25 Jahren der „Bund heimattreuer Ost- und Westpreußen gegründet worden, der unter der tatkräftigen Leitung des Königsbergers Knuth recht rührig sein konnte, eine eigene Trachtengruppe hatte, die heimatlichen Volkstänze zeigte, und in kultureller und geselliger Form viel geleistet hat. 1945 vermehrte sich nun die Zahl der Ost- und Westpreußen ganz erheblich, — wir brauchen nur in den Fischerei-Hafen und zu den Reedereien zu gehen oder an die Schichau-Werft zu denken, die nun in Bremerhaven arbeitet: überall stoßen wir auf unsere Landsleute.

Auch unter den Lehrern, den Ärzten und Richtern und in freien Berufen finden wir in Bremerhaven viele kriegsvertriebene Ost- und Westpreußen zusammengefaßt, die Walter Raschdorff für die Ost-, Robert May für die Westpreußen leitete. Jedoch war das Nebeneinander des Bundes der Heimattreuen und der Landsmannschaft für die Gesamtentwicklung hinderlich. Nun setzten sich die führenden Männer beider Verbände zusammen und beschlossen eine Fusion, so daß wir künftig in Bremerhaven eine „Landsmannschaft heimattreuer Ost- und Westpreußen“ haben.

Aus dem „großen Treck“

Nach sechs Jahren konnte die Familie G. in Bantrum ihren Treckwagen mit seiner Beladung an Wäsche, Kleidern und Hausratsgut wieder unversehrt in Besitz nehmen. Im Winter 1944 hatte Frau G. den Wagen an der Weichsel stehen lassen müssen, um sich mit ihrem Kinde nach Danzig retten zu können, doch gelang es einer Leidensgenossin, den Wagen bis nach Niedersachsen zu bringen, wo sie ihn sicherstellte. Erst jetzt konnte diese Ostpreußin, Fräulein Radtke, die gegenwärtige Anschrift der Familie G. ausfindig machen und den Wagen zurückgeben.

Ostpreußen-Warte

Elchland-Verlag, Göttingen, Lg. Geismarstr. 22, Postfach 522, Postscheckkonto H. K. Wander, Hannover 25 991.

Herausgeber und verantwortl. Hauptschriftleiter **Helmuth Kurt Wander.**

Die Ostpreußen-Warte erscheint monatl. einmal. Einzelnummer 35 Pfg., vierteljährlich 1.05 DM. Bestellungen: bei jeder Postanstalt oder beim Verlag. Anzeigenverwaltung: Götting., Lg. Geismarstr. 22. Anzeigenpreis für die 46 mm breite Millimeterzeile 30 Pfg., für Familienanzeigen 20 Pfg. — Bei Nichtbelieferung ohne Verschulden des Verlages in Fällen höherer Gewalt kein Entschädigungsanspruch.

Druck: Bohrßen & Co., GmbH., Göttingen.

Ostpreußen „Belastung“ für Polen

Der unter polnischer Verwaltung stehende Gebietsteil Ostpreußens erweist sich, wie aus neueren polnischen Statistiken und Berichten hervorgeht, immer mehr als Belastung Polens. Nach der Planung sollte Ostpreußen der Fleischlieferant für die Industriezentren des neuen polnischen Staates: Warschau, Danzig-Gdingen und Schlesien werden, doch deckt der heutige Viehbestand diesen Bedarf keineswegs. Die Planzahlen wurden nur zu geringen Prozentsätzen erreicht, und die polnischen Berichte zeigen auch — im Gegensatz zu der sonstigen Gepflogenheit — nicht nur keine Zuversicht auf Erreichung des gesteckten Zieles, sondern stellen resigniert fest, daß Planzahlen hier nur „Direktiven“ seien. Für das Mißlingen des ostpreußischen Wirtschaftsplans wurde dem Personalchef der staatlichen Bezirksimmobilienverwaltung und dem Chef der Landwirtschaftsabteilung der Prozeß gemacht. Aus den Prozeßberichten geht hervor, daß in Ostpreußen chaotische Zustände und völlige Desorganisation herrschten.

Die aus polnischen Quellen entnommenen Statistiken über den Stand der Landwirtschaft in der Wojewodschaft Allenstein bestätigen dies. Die Wojewodschaft Allenstein ist größer als der frühere Regierungsbezirk Allenstein. Ein Vergleich der jetzigen Produktion unter polnischer Verwaltung mit dem früheren Stande ist daher schwer möglich. Im folgenden wurden daher bei der Anführung der Vergleichszahlen aus 1938 die deutschen Kreise Angerburg, Rastenburg, Preuß. Holland, Mohrungen, Heilsberg und Braunsberg hinzu-, der Kreis Lyck abgerechnet, um etwa gleiche Gebietsgrößen zu erhalten. Danach ergibt sich folgender Vergleich:

	1938 Reg.-Bez. Allenstein und die oben angef. Kreise	1949/50 Wojewodschaft Allenstein
Fläche	16 371.8 qkm	19 300 qkm
Bevölkerung	823 825	580 000 (davon 98 466 Deutsche)
Pferde	190 351	92 000
Rinder	503 903	207 000
davon Milchkühe	242 736	124 000
Schweine	714 890	108 000
Molkereien	195	38

Die Zahl der Schafe und der Hühner in der „Wojewodschaft Allenstein“ bleiben um rund 50% hinter dem Plan-Soll zurück. Ganz darnieder liegt die Süßwasser-Fischzucht.

Als Hauptgrund für dieses Versagen der polnischen Organisation in Ostpreußen kommt insbesondere die Abneigung der polnischen Siedler in Frage, sich in Ostpreußen niederzulassen, da dessen landwirtschaftlichen Verhältnisse als schwierig betrachtet werden. Die Folge war, daß die Staatsgüter fast den fünften Teil der Ackerfläche einnehmen.

Bernsteinmanufaktur Hamburg baut auf

Die Hamburger Bernsteinmanufaktur, ein Betrieb, in dem nur ostpreußische Flüchtlinge arbeiten, wird zum erstenmal nach dem Kriege wieder Preßbernstein herstellen, den es vorher nur im deutschen Osten gab.

Seit die Sowjets den einzigen Fundort des verharzten kostbaren Gesteins, die blaue Erde in Palmnicken an der Ostseeküste, besetzt haben, ist Bernstein in der Welt eine kostbare Rarität geworden. Wenn auch ansehnliche Vorräte rechtzeitig nach dem Westen gebracht wurden und das Lager für die nächsten 10 bis 20 Jahre ausreicht, so wurden doch schon die nahöstlichen Geschäftsleute nervös. Die Gebetsketten, die nach dem Propheten Mohammed aus Bernstein sein müssen, gab es kaum noch.

Nach vielen Versuchen gelang es der Hamburger Bernsteinmanufaktur und einigen anderen Unternehmen, das „deutsche Gold“ zu pressen. In seiner spezifischen Beschaffenheit und seinem Aussehen ist der Preßbernstein nicht vom Naturprodukt zu unterscheiden. Gewiß hat man Bernstein auch bereits künstlich hergestellt, und es liegt manche Talmiware auf dem Markt. Sie wird sogar oft so täuschend nachgemacht, daß es dem Laien kaum möglich ist, den Unterschied festzustellen. Aber mit der Zeit verliert die Imitation doch an Aussehen, sie vergilbt, während sowohl der Naturstein wie auch der Preßbernstein nur nachdunkeln und dann erst ihre edle, tiefe Tönung erhalten.

Für die unter niedrigem Druck erfolgte Pressung wird der Bernstein vorher von Fachkräften nach Farben sortiert. Man trennt die honiggelben, weißlichen und gewölkten Couleuren, die dann zu Zigarettenspitzen und Pfeifen, zu Schmuck und Gebetsketten verarbeitet werden. Auch das Ausland versuchte, Preßbernstein maschinell herzustellen. Da ihm aber die ostpreußischen Facharbeiter fehlen, wird die Fabrikation auf lange Sicht eine deutsche Spezialität bleiben. Der Preßbernstein hat heute durch seine Rarität den fünffachen Vorkriegswert erhalten.

Ein aus Palmnicken kürzlich in Hamburg eingetroffner Obersteiger berichtete, daß die ehemalige Staatliche Bernsteinmanufaktur unter der Bezeichnung „Kaliningrader Bernsteinkombinat wieder mit Hochdruck arbeitet. In erster Linie werden die Funde zu Bernsteinsäure, Bernsteinöl und -lack verarbeitet. Als Schmuck bedeutet Bernstein in der Sowjetunion, seit Stalin seinen verdienten Generalen die schweren goldgelben Ketten persönlich um den Hals legte, nicht nur Auszeichnung, sondern eine große Kostbarkeit. Für die Herstellung von Preßbernstein hat die Regierung der Sowjetzone mehrfach versucht, westdeutsche Facharbeiter unter günstigen Bedingungen herüberzuholen, um mit ihnen eine Konkurrenzproduktion zu errichten. Bisher folgte niemand dem Lockruf.

Sowjetisches Bollwerk

Die Sowjets wollen den Teil Ostpreußens, den sie sich 1945 angeeignet haben, nicht nur industrialisieren, sondern — wie Radio Reval berichtete — auch schnellstens zu einem „unüberwindlichen sowjetischen Bollwerk im Westen“ machen. Das sei der „persönliche Befehl des Genossen Stalin“. Der sowjetische Ministerrat hat daher schon Ende des vergangenen Jahres große finanzielle und auch bedeutende technische Mittel für diesen Zweck zur Verfügung gestellt. Verschiedene Moskauer Fachministerien sollen bereits ihre erfahrensten und besten Spezialisten nach Königsberg geschickt haben. Die Sowjets planen, Königsberg noch in diesem Jahr zu einer „starken industriellen Basis“ auszubauen, die in die Lage versetzt werden soll, den gesamten Bedarf dieses Teiles von Ostpreußen an Industrie-Erzeugnissen aus eigener Produktion zu decken. Die Sowjets beabsichtigen ferner, in Gumbinnen und Tilsit mit der Errichtung größerer Industrie-Kombinate kurzfristig zu beginnen. Außerdem soll der Hafen von Pillau stark ausgebaut werden.

*

Ansiedlung in Frankreich unmöglich

Die auf Vorschlag von Professor D. Iwand unter Förderung des „Internationalen Versöhnungsbundes“ (Mouvement de la reconciliation) unternommene Vortrags- und Studienreise einer kleinen deutschen Delegation nach Südfrankreich ergab, daß eine Ansiedlung deutscher heimatvertriebener Bauern in Frankreich wenn überhaupt, dann nur unter größten Schwierigkeiten möglich wäre. Man brachte in den von französischen protestantischen Gemeinden getragenen Veranstaltungen dem Vertriebenenproblem wohl größte Aufmerksamkeit entgegen, wies aber sofort auf die Schwierigkeiten hin, die einer Ansiedlung entgegenstehen. So gibt es wohl in den Cevennen unkultiviertes Land und verlassene Höfe, ebenso im Departement Charente. Doch wurden die Höfe verlassen, weil sie ihren Besitzer nicht ernährten.

*

Ausgrabungen in Danzig

Im Jahre 1950 führten die Polen Ausgrabungen in der Danziger Altstadt durch, um Reste der slawischen Siedlung des 9. Jahrhunderts aufzudecken. Sie stießen dabei auf Reste des **Ordensschlosses in der Ritter- und Burgstraße.**

„Operation Link“ beschleunigt

Im Rahmen der „Operation Link“ im Lager Friedland eingetroffene Deutsche aus den Gebieten jenseits der Oder-Neiße-Linie berichten, daß die polnischen Behörden jetzt Anträge auf Umsiedlung in die Bundesrepublik schneller als früher entscheiden. Während bisher die Antragssteller oft bis zu zwei Jahren auf einen Bescheid warten mußten, ist ihnen jetzt schon nach zwei bis drei Monaten die Genehmigung zur Ausreise erteilt worden. Die Heimatvertriebenen vermuten, daß die polnischen Behörden die Deutschen beschleunigt aus dem deutschen Staatsgebiet aussiedeln wollen.

*

Landesvertretung der Ostpreußen

Die Vertreter der ostpreußischen Gruppen in Niedersachsen wählten am 11. Februar in Hannover ihre Landesvertretung. Zum Landessprecher der Landsmannschaft Ostpreußen wurde der 1. Vorsitzende des ZvD in Niedersachsen, Gossing, gewählt. Ferner wurde in die Landesvertretung Forstmeister Loeffke, Lüneburg und Dr. Erich von Lölhöffel, Bad Harzburg gewählt.

*

„Ostdeutsches Sagenbüchlein“

Als Heft 4 der Schriftenreihe des Göttinger Arbeitskreises, die ergänzende Lehr- und Lernmittel für die westdeutschen Schulen und Unterlagen für die heimatpolitische Arbeit der Vertriebenen-Organisationen bieten will, erschien soeben in Flemmings Verlag Hamburg das „Ostdeutsche Sagenbüchlein“ von Professor Dr. Will-Erich Peuckert — Universität Göttingen (früher Universität Breslau). Der erste Teil des Heftes enthält Sagen, die von der Heimat jenseits der Oder und Neiße und im Sudetenlande, ihrem Aussehen und ihren landschaftlichen Eigentümlichkeiten und ihren Städten handeln. Der zweite Teil gibt Sagen wieder, die wichtige historische Begebnisse zur Grundlage haben. Das Heft ist insbesondere deshalb von Bedeutung, weil es dieses alte Volksgut in Auswahl des bedeutsamsten enthält, und damit das Wissen und die Weisheit der fernen Heimat vermittelt.

*

„Ordensland“

Eine ergreifende Feier fand bei der Akademiker- und Studentengruppe „Ordensland“ in Hamburg statt, bei der der greise Professor Schumacher ((Historiker an der Universität Königsberg, jetzt Universität Hamburg) die Weihnachtsansprache hielt, „voll innerer Ergriffenheit angesichts der unvergeßlichen Erinnerungen, wie ein Teilnehmer schreibt.

Der Flüchtlingsbegriff in der Soforthilfe

Die Soforthilfe ist der erste Schritt zum Lastenausgleich. Sie unterscheidet sich wesentlich von der Fürsorge dadurch, daß sie den Berechtigten einen Rechtsanspruch auf Unterhaltshilfe gibt. Berechtigt sind Flüchtlinge, Sach- und Währungsgeschädigte und politisch Verfolgte, sofern sie infolge der Schädigung der Hilfe bedürfen und am 21. Juni 1948 ihren Wohnsitz oder dauernden Aufenthalt im Währungsgebiet hatten oder nach diesem Zeitpunkt aus der Kriegsgefangenschaft in das Währungsgebiet entlassen wurden oder werden. Weitere Voraussetzung für den Bezug von Unterhaltshilfe ist, daß der Geschädigte das 65. Lebensjahr (Frauen das 60. Lebensjahr) vollendet haben oder infolge körperlicher oder geistiger Gebrechen dauernd außerstande sind, durch Arbeit die Hälfte dessen zu erwerben, was körperlich und geistig gesunde Personen zu verdienen pflegen und außerdem den notwendigen Lebensbedarf für sich und ihre unterhaltsberechtigten Angehörigen nicht oder nicht ausreichend aus eigenen Kräften und Mitteln beschaffen können. Unterhaltshilfe können ferner alleinstehende Frauen ohne Rücksicht auf ihr Lebensalter erhalten, sofern sie mindestens drei Kinder zu versorgen haben und Vollwaisen.

Der größte Prozentsatz der Unterhaltshilfe-Empfänger wird von Flüchtlingen gestellt. Flüchtling im Sinne des Soforthilfegesetzes ist, wer als deutscher Staatsangehöriger oder deutscher Volkszugehöriger am 1. September 1939 oder in einem späteren Zeitpunkt den Wohnsitz oder den dauernden Aufenthalt außerhalb des Bereichs der vier Besatzungszonen und der Stadt Berlin hatte und dorthin nicht zurückkehren kann. Dieser Personenkreis ist durch § 1 der Anordnung nach § 73 des Gesetzes dahin erweitert worden, daß Soforthilfe in dem für Flüchtlinge vorgesehenen Umfang erhalten:

> Flüchtlinge, die nach dem 20. 6. 1948 ihren Wohnsitz oder dauernden Aufenthalt aus Gebieten außerhalb der vier Besatzungszonen oder der Stadt Berlin in das Währungsgebiet verlegt haben oder verlegen werden.

Bei der starren Anwendung der Voraussetzung, daß der Flüchtling nach der Vertreibung seinen Wohnsitz sofort im Währungsgebiet genommen haben muß, sind Härten entstanden, die es erforderlich machten, diese Vorschrift weiter und sinngemäßer auszulegen. Es handelt sich hierbei um Flüchtlinge, die vorübergehend in der Ostzone oder in Berlin Aufenthalt hatten.

Haben Flüchtlinge, die vor dem Stichtag — 21. 6. 1948 — vertrieben und vor diesem Tag in das Währungsgebiet gekommen sind, einen selbst länger dauernden Zwischenaufenthalt in der Ostzone oder in Berlin gehabt, so wird dieser nur als vorübergehend angesehen, da durch den in der Vergangenheit liegenden Stichtag sichergestellt ist, daß nachteilige Wirkungen auf das Währungsgebiet nicht eintreten.

Schwieriger ist die Lage für Flüchtlinge, die vor dem 21. 6. 48 vertrieben und erst danach in das Währungsgebiet gekommen sind, so wie für Flüchtlinge, die nach dem Stichtag vertrieben und vor ihrer Einreise in das Währungsgebiet einen Aufenthalt in der sowjetischen Zone oder in Berlin hatten. Die Soforthilfeämter sind verpflichtet, bei diesen Personen eine besonders sorgfältige Prüfung vorzunehmen, die sich darauf erstreckt, ob diese Flüchtlinge die Absicht hatten, in der sowjetischen Zone oder in Berlin dauernden Wohnsitz zu begründen. Um in den Genuß der Unterhaltshilfe zu gelangen, müssen diese Personen nachweisen, daß die sofortige Einreise in das Bundesgebiet aus Gründen nicht erfolgen konnte, die nicht in ihrer Person lagen, die sie also nicht zu vertreten haben. Es ist z. B. möglich, daß ein Flüchtling auf der Durchreise durch die Ostzone krank geworden ist und deshalb nicht weiter reisen konnte oder sich auf Grund der Vorschriften über die Familienzusammenführung um die Zuzugsgenehmigung bemüht, sie aber erst nach einiger Zeit erhalten hat. Der „Kampf um die Zuzugsgenehmigung“ kann sich dabei jahrelang hingezogen haben. Schließlich ist auch der Fall denkbar, daß Flüchtlinge erst nach längerem Bemühen über den Suchdienst Angehörige im Bundesgebiet fanden und nun zu diesen zuzogen.

Die Unterhaltshilfe beträgt für den Anspruchsberechtigten monatlich 70 DM, für die im Haushalt lebende Ehefrau 30,— DM und 20,— DM für jedes zuschlagsberechtigte Kind. Kinder sind hierbei eheliche Kinder, eheliche Stiefkinder, für ehelich erklärte Kinder, Adoptivkinder, uneheliche Kinder und Pflegekinder bis zur Vollendung des 15. oder, falls sie in Berufsausbildung stehen, des 18. Lebensjahres.

Es kommt also lediglich darauf an, daß diese Kinder nicht die genannten Altersgrenzen überschritten haben. Hiernach sind auch die erst nach der Flucht oder Ausweisung geborenen Kinder im Sinne der genannten Bestimmung zuschlagsberechtigt. Ob die Kinder nach Länderrecht die Flüchtlingseigenschaft zuerkannt erhalten haben oder nicht, ist im Rahmen der soforthilferechtlichen Bestimmungen belanglos.

Fraglich könnte es sein, ob auch nachträglich geborene Flüchtlingskinder deren Eltern verstorben sind und die daher jetzt als Vollwaisen anzuerkennen sind, anspruchsberechtigt sind. Es dürfte der Billigkeit entsprechen, auch sie als unmittelbar Geschädigte anzusehen, wenn die Eltern bei ihrem Tode infolge der Schädigung noch bedürftig waren.

Auch in solchen Fällen kann also die Gewährung von Soforthilfe an nachträglich geborene Vollwaisen in Betracht kommen, wobei es wiederum keine Rolle spielt, ob diese Vollwaisen nach Landesrecht als Flüchtlinge anerkannt werden oder nicht. Der Besitz des Flüchtlingspasses bildet nur einen gewissen Anhaltspunkt dafür, daß der Betreffende Flüchtling im Sinne des Soforthilfegesetzes ist. Es gibt Fälle, in denen ein Antragsteller zwar einen Flüchtlingspaß besitzt, aber nicht Geschädigter im Sinne des Soforthilfegesetzes ist; wie es auch umgekehrt Fälle gibt, in denen ein Geschädigter keinen Flüchtlingspaß besitzt und dennoch als Geschädigter nach dem Soforthilfegesetz ist.

Rastenburg wurde Ketrzyno

Die ostpreußische Stadt Rastenburg wurde von den Polen zu Ehren des polnischen Historikers Ketrzynski in Ketrzyno umbenannt. An dem Geburtshaus des Historikers wurde eine Tafel mit der Inschrift angebracht: **„Er führte Polen die Masuren zu und den Masuren Polen.“**

An der Küste des Frischen Haffs

Von Dr. Walther Grosse

Wenn früher der von Berlin kommende Zug den Wald der Brandenburger Heide hinter Ludwigsort durcheilt hatte, dann konnte man sicher sein, daß irgend jemand im Abteil plötzlich überrascht ausrief: „Das Haff! Das Haff!“ und alles blickte hinaus auf das seltsam schimmernde blaugrüne Wasser, das der grünhelle Strich der Nehrung so fein begrenzte. Immer war es ein schönes Bild, besonders wenn die Abendsonne mit ihrem ersten Glanz die mächtigen Wolken unseres Küstengebietes und die einsame Landschaft mit ihren Kiefern, ihren grünen Feldern und ihren Sandflecken vergoldete.

Ja, es war wirklich eine Gegend von einmaligem Reiz, das Ufer des frischen Haffs zwischen den Mündungen des Pregels und der Nogat, und keiner von uns hat es sich wohl jemals träumen lassen, daß gerade an diesen stillen Gestaden sich der letzte verzweifelte Kampf um Ostpreußens Boden abspielen sollte. — Manch einer ist auch achtlos vorbeigegangen an der Schönheit dieses Teils unserer ostpreußischen Heimat. Aber unsere Maler haben es sehr wohl gewußt, welche Reize an Luft und Licht gerade diese Küste umfing, und ein alljährlich größer werdender Kreis quartierte sich in dem Fischerdörfchen Petersort bei Ludwigsort ein, um mit Pinsel und Palette dort seine Studien zu machen.

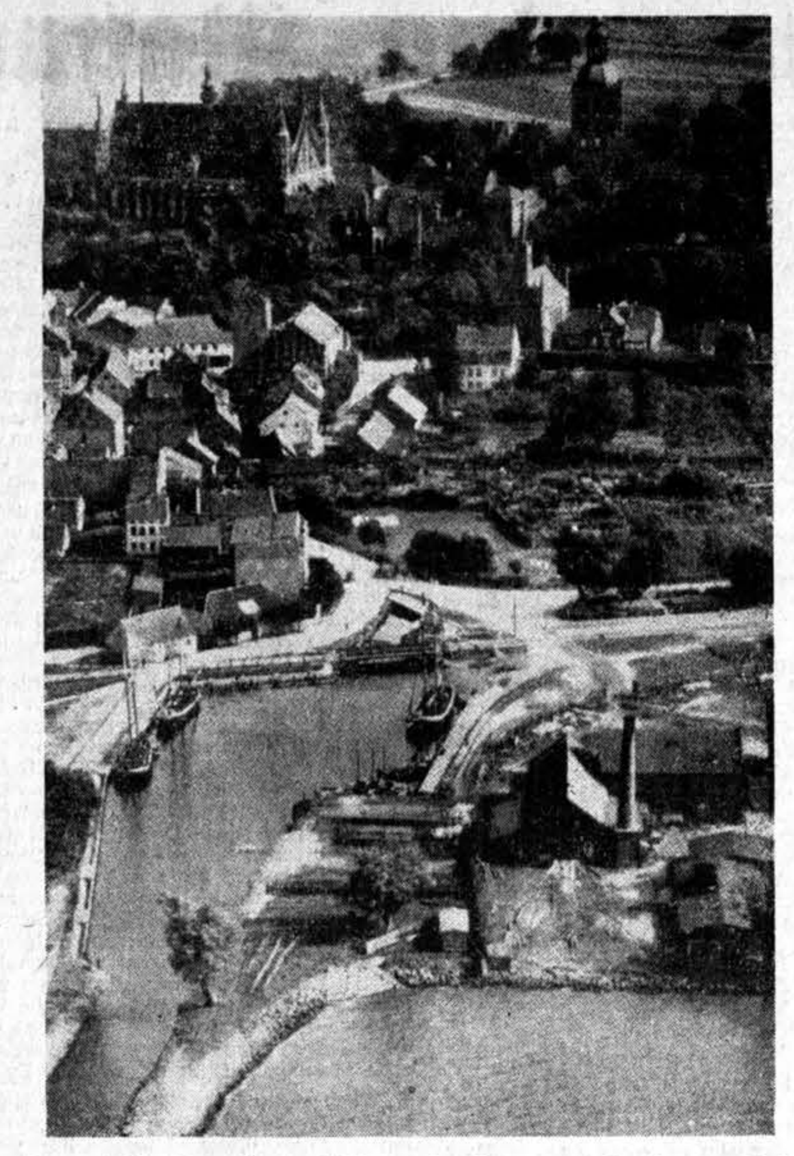
Wanderte man von Königsberg über Haffstrom, wo im Gewölbe an der alten Ordenskirche noch immer die alte wunderliche Gräfin aus Waldburg in ihrem Glassarge friedlich ruhte, die alte Poststraße am Haffufer entlang, so kam man an alten Gasthäusern und Krügen aus der Postkutschenzeit vorbei zu dem vom Frisching durchzogenen Marktflecken Brandenburg, dessen einst so hochragende Ordensburg in seinen letzten Resten das Wohnhaus der Domäne geworden war. Hatte man Glück, so sah man hoch in der Luft Segelflieger aus Korschenruh, das neben Rositten den Mittelpunkt unserer ostpreußischen Segelfliegerei bildete. Dicht dabei ragte am steilen Haffufer von Gestrüpp überwuchert, der alte Burgwall der Lenzenburg empor, dessen in Brand gesetztes Blockhaus einst zur Ordenszeit eine Anzahl preußischer Edelinge begrub.

Hier trat die Brandenburger Heide, weiter südlich den herrlich gelegenen Pörschker See umschließend, ziemlich dicht an das Haffufer heran. In dieser Gegend lag das bereits erwähnte Dorf Petersort, der Mittelpunkt eines Kreises von Malern. Blickte man nach Westen herüber, so schob sich die Haffküste weit ins Haff hinein in den Kahlholzer oder Balgaer Haken und man sah über die Niederung hinweg den massigen roten Turm als letzten ragenden Rest der mächtigen Ruinen der Ordensburg Balga. Einen wundervollen Anblick muß nach zeitgenössischen Berichten das gewaltige Bauwerk mit der sechseckigen Hauptburg und der weiten Vorburg dereinst vom Haff aus geboten haben. Seine Mauern trotzten den Jahrhunderten, bis schließlich eine sparsame, mit wenig Verständnis für historische Überlieferungen belastete Zeit die großen festen Ordensziegel zum Erweiterungsbau der Seefestung Pillau benutzte. Wer jemals die auf dem hohen Steilufer liegende Ruine besucht hat, der kann nie den Blick vergessen, der sich dem überraschten Auge bot: in weitem, schön geschwungenem Bogen Küste, Wälder, Nehrung, See und darüber der farbengesättigte Himmel Ostpreußens —, kein Wunder, wenn diese Küste, wo sich in ungewöhnlicher Fülle Geschichte und Natur vereinten, als eine der schönsten Punkte unserer Heimat galt.

Wanderte man vom Balgaer Strand, an dem sich übrigens seit einigen Jahren ein ganz reges Badeleben entwickelt hatte, weiter an der Küste entlang, so erreichte man bald den Hafen Rosenberg, der allmählich schon zu einem Ortsteil der Stadt Heiligenbeil geworden war, ein sauberes, großes Fischerdorf mit Holzindustrie und regem Verkehr. Hart westlich des Dorfes fielen wieder Steilufer zum Haff hinab, vielfach bedeckt mit großen Büschen, köstlich duftenden Wildrosen. Stille Wälder, in denen manch seltener Vogel nistete, schlossen sich an, hohe einstige Dünen, wie der Wachbudenberg gaben der Haffküste jene reizvolle schöne Bewegung, die ein Malerauge immer wieder fesselte. An der Mündung der Passarge, die hier die alte Grenze zwischen dem Bistum Ermland und Natangen bildete, lagen die schmucken Fischerdörfer Alt- und Neu-Passarge, deren Netze uns einen großen Teil jener köstlichen Fische lieferte, die eine frühere Zeit mit Lampeeten bezeichnete, die wir aber kurzerhand Neunaugen nannten. Von fernher hoben sich aus dem freundlichen Grün einer Uferhöhe die altersgrauen Mauern des Frauenburger Bischofsdoms heraus, zu dessen Füßen das stille Städtchen mit seinen oft noch so altertümlichen, behäbigen Häusern friedlich dahinträumte, vielleicht in Erinnerungen versunken an einen der größten Söhne unseres Ostens, der geistesgewaltigen Kopernikus, der einst als Domherr dem Städtchen zu seinem Baude-Kanal verholfen hatte.

Mit Frauenburg begann die bekannteste Strecke der Haffküste, die seit 1897 oder 98 durch den Bau der Haffuferbahn Braunsberg — Elbing dem Verkehr erschlossen wurde. Luisental-Wiek, vom Hochwald umschlossen, war ein beliebtes Ausflugsziel; an den mächtigen Findlingsstein im Haff knüpfte sich die Sage von dem bösen Riesen auf der Nehrung und auf dem Festland, dessen Spielball er einst gewesen sein soll.

Das Schiffer- und Fischerstädtchen Tolkemit, in dessen Nähe eine jener altpreußischen Fliehburgen lag, deren verhältnismäßig große Zahl an der Haffküste uns Kunde gibt von der dichten Besiedlung dieser Gegenden in der Zeit vor dem Erscheinen des Ritterordens, war auf dem besten Wege, durch seine zu neuem Leben erweckte bodenständige Keramik und Töpferei wieder weithin bekannt zu werden. Von Tolkemit bis zur Mündung des Elbingflusses bot dann das Haffufer ganz besondere Schönheiten. Auf hohen, mit Wald bestandenen Höhen lagen Panklau, Reimannsfelde, Succasse mit großen Obstplantagen und Karpfenteichen, zugleich aber auch eine Zone recht bedeutender Ziegeleien; es gab dort den vorzüglichen Lehm, der auch der Cadiener Majolika ihren großen Ruf verschafft hat. Auf einsamem Felde zwischen Cadienen mit seinem schlichten Schloß und seiner malerischen Klosterruine grüßte aus einer Fichtengruppe der feine Bau der Friedenskirche herüber, die der letzte Kaiser als Gutsherr von Cadienen zur Erinnerung an den Friedensschluß des ersten Weltkrieges einzuweihen gedachte.



Der Frauenburger Hafen — Im Hintergrund der Dom Aufn.: Archiv

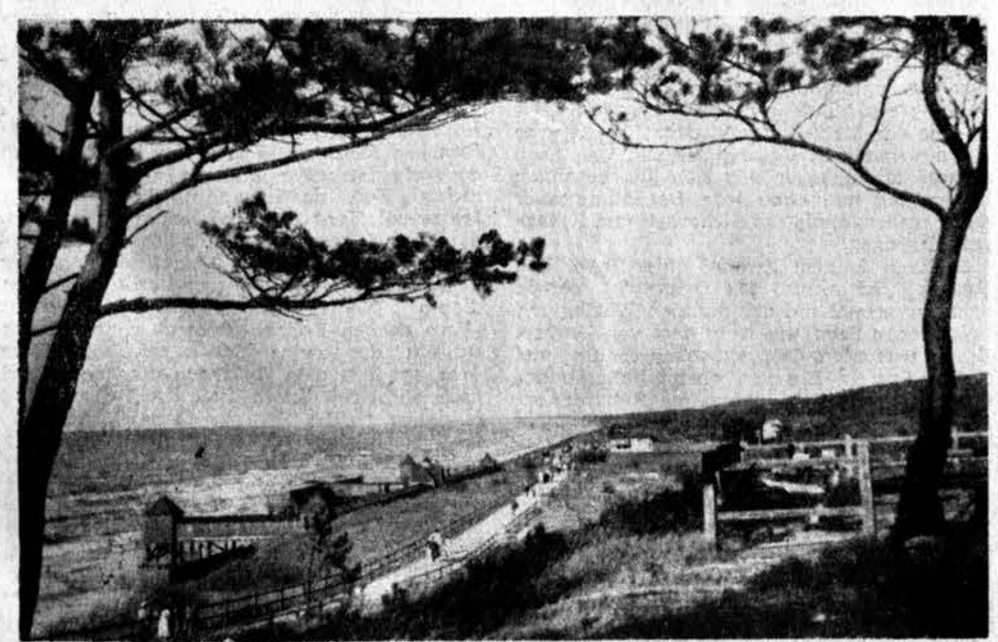
An der Elbing-Mündung begann das Gebiet des Elbinger und Danziger Werders, jener von dem Mündungsarm der Weichsel und vielen Gräben durchzogenen Gegend, die vor sechs Jahrhunderten der Ritterorden erschlossen, und die ein ungemein fleißiges Bauerntum zu einer der fruchtbarsten Landschaften Deutschlands gestaltet hatte. In der Nähe des Haffufers waren gerade in den letzten Jahrzehnten große Strecken Neuland durch Eindeichungen und Entwässerungen gewonnen worden, besonders bei Neu-Terranova und Zeyersniederkampen im Mündungsgebiet der Nogat. In der Gegend von Stuthof trafen sich schließlich Haffufer und Frische Nehrung.

So sehen wir unsere Haffküste, wir, die wir sie von früher her kannten: ein lieblicher, abwechslungsreicher Küstenstreifen im Goldgefunkel der Sonne, mit Wäldern und Höhen und darin eingebettet freundliche Dörfer mit alten Kirchtürmen und Windmühlen, stille Städtchen und geschichtlich denkwürdige Stätten. Aber es gibt heute ungezählte unserer Landsleute, in denen Küste und Haff in ganz anderer Erinnerung fortlebt.

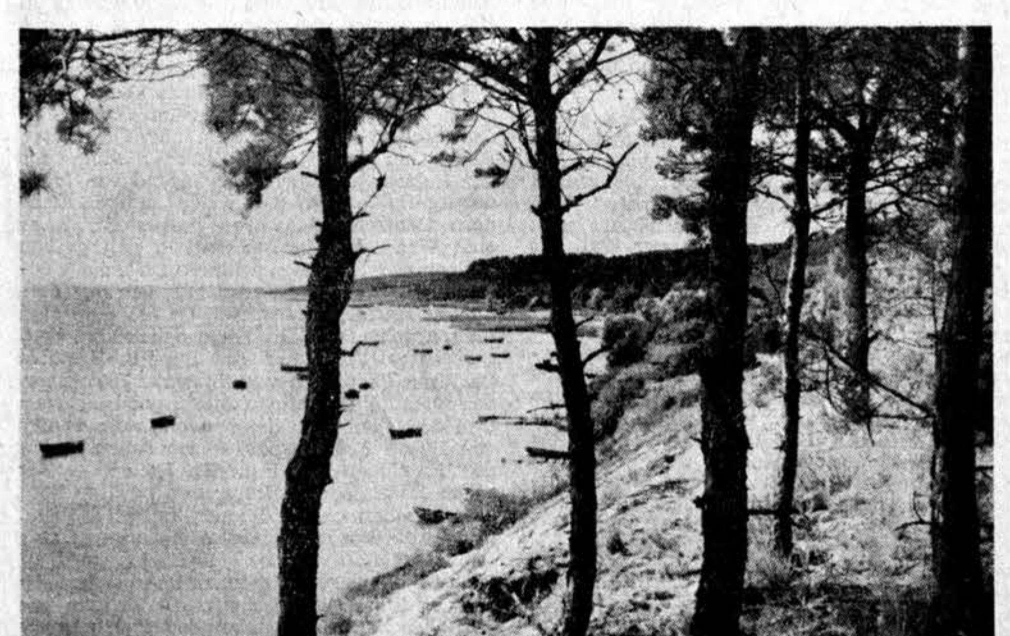
Fast ein Vierteljahr hindurch, von Januar bis zum März 1945 war gerade dies Gebiet härteste Kampfzone. Zwischen Königsberg und Elbing ist damals im letzten Ringen um Ostpreußen eine ganze Armee verblutet und die Winterkämpfe im „Heiligenbeiler Brückenkopf“, der immer enger und schließlich zum Kessel wurde, gehören zu den härtesten des ganzen Weltkrieges. Fast jeder der genannten Orte vom Haff wurde zu einem Brennpunkt und ist dabei zermalmt worden. Der Raum um Heiligenbeil mußte trotz aller militärischen Bedenken gehalten werden, denn hier lagen die sechs „Eisstraßen“, die über das zugefrorene Haff führten und die den hunderttausenden ostpreußischer Flüchtlinge — man schätzte sie an dieser Stelle auf eine Million — den Weg nach der Nehrung öffneten. Für Unzählige dieser Vertriebenen ist die Erinnerung an diese Wintertage verknüpft mit unsäglichem Leid und Elend. Wie viele dabei ihren Tod fanden durch die Bomben und Bordwaffen der russischen Tiefflieger oder abseits von den Straßen in den Wuhnen und offenen Stellen des Haffs, wird keine Statistik jemals mehr feststellen können. Ebensowenig wie die Zahl der kleinen Kinder, die in der Kälte durch den Mangel an warmer Milch elend zugrunde gingen. Die in Alt-Passarge und auf der Nehrung bei Narmeln in aller Eile angelegten Flüchtlingsfriedhöfe bergen ja nur zu einem kleinen Teil die Opfer jener überstürzten Räumung der Provinz, die so unverantwortlich lange hinausgezögert worden war.

Heute herrscht Ruhe an den Ufern des Frischen Haffs, die einst in goldenen Friedenszeiten, von geschäftigem, fleißigem Leben und dann in den letzten Wochen des Krieges von soviel Kampfgetümmel erfüllt waren. Aber es ist die Ruhe des Todes: solange noch Deutsche in Ostpreußen waren, hielt ein Verbot sie von jenen Küsten fern. An den Fluten des Haffs stellen Truppen der russischen Luftwaffe vom Wasserflugplatz Fischhausen aus allerlei geheim gehaltene Versuche an.

Wann werden wieder einmal schwere Tolkemiter Lummen unser Haff durchqueren, wann werden wieder einmal die Segel unserer Fischerboote die blaugrüne Wasserfläche beleben?



Ostseebad Kahlberg — Strandweg vom Russenberg aus gesehen



Die Haffküste bei Narmeln auf der Frischen Nehrung

Ostpreußen – Mahnmal der Zeit

Bemerkungen zu Edwin Dwingers Buch „Wenn die Dämme brechen". (Dikreiter-Verlag, Ueberlingen)

Wie eine lodernde Fackel trägt Edwin E. Dwinger sein großes Buch über den Untergang Ost-Preußens in diese Zeit hinein, unsere Zeit, die wieder einmal auf einem Höhepunkt der großen Auseinandersetzung zwischen den Mächten des Individualismus und des Kollektivismus angekommen ist. Keineswegs deckt sich ja die Grenze zwischen diesen Grundkräften mit politischen Grenzziehungen, zwischen Demokratie und Totalitarismus, nicht zwischen Christentum und Nihilismus, zwischen Humanismus und Unmenschlichkeit, zwischen Bildung und „Fließbandmenschentum". Diese Tatsache kennzeichnet die Unsicherheit unserer Zeit, den Grund für die Unruhe unserer Tage.

Dahinter steht aber eine sehr viel umfassendere Einsicht, der Dwinger verschiedentlich Ausdruck geben läßt. Es handelt sich um die Erkenntnis vom „Einbruch eines Prinzips, das mit dem Raum innerhalb unserer Grenzen nichts zu tun hat". Der Mensch unseres Jahrhunderts ist geistig infiziert. „Der Mensch unseres Jahrhunderts", so heißt es an anderer Stelle, „ist in seiner Seele krank, dies Übel schleicht schon seit drei Generationen durch unseren Körper". Alles ist umgekehrt, nichts stimmt mehr. Hitler wird zum General-Agent des Feindes, „zum Katalysator alles Bösen in der modernen Welt". „Freunde", so läßt der Dichter eine seiner mit besonderer Liebe gezeichnete Gestalt sagen, „Was ist eigentlich in diese Welt gekommen, könnte mir das nicht einmal ein Mensch sagen?"

Das neue Buch Edwin E. Dwingers ist als ganzes genommen ein großangelegter politischer Traktat, geknüpft an ein entscheidendes politisches Ereignis der jüngsten deutschen Geschichte — den Untergang Ostpreußens —, gehüllt in Geschehnisse, die lebendige Menschen leidend, reflektierend, handelnd erleben. Der Sinn des Buches ist Anklage, sühnende Erkenntnis, leidenschaftlicher Wille zu einem Anfang im deutschen Raum, der trotz vernichtender Niederlage sich unendlich geweitet hat im Leid und in der Besinnung auf den Sinn des Weltgeistes in seiner eignen deutschen Sicht.

Dwinger schreibt sein großes Buch aus einer Einsicht heraus, der Wilhelm Raabe einmal die Worte gab „von jeher war es die Bestimmung des deutschen Volkes, von Zeit zu Zeit an das Kreuz geschlagen zu werden — zum Wohl der Menschheit".

Es ist wohl kaum ein Zufall, daß heute wiederholt deutsches Schicksal in dem Ereignis des Untergangs Ostpreußens begriffen wird. Es ist, als wenn der Verlust dieser Bastion der großen Katastrophe, die Deutschland betraf, erst den Sinn gibt. Ostpreußens Leid ist stelvertretend für deutsches Leid geworden. Das zeigt sich auch an Dwingers Buch. Immer wieder ist Ostpreußen in der deutschen Geschichte zu einer Mahnung der Deutschen, vielleicht über die deutschen Grenzen hinaus, geworden. Heute ist es Mahnmal. Mit Recht, denn der preußische Geist ruft zur Besinnung der Menschen auf, zu seiner Freiheit, zu seiner Würde.

So geht es letzten Sinnes in Dwingers Buch um das Preußentum, um seinen Untergang, seine Tragik, um die mögliche Wiedergeburt seines Geistes aus dieser unerhörten Niederlage. Wie sich die Handlung des Werkes aus den unmittelbaren Ereignissen auf ostpreußischem Boden entwickelt — Zusammenbruch der militärischen Verteidigung, Versagen der Parteifunktionäre, Opposition gegen das Regime aus den eigenen Reihen, Untergang der ostpreußischen Bevölkerung, aber auch Rettung mancher Teile und deren Erlebnisse auf dem Treck — so sind die Hauptgestalten Ostpreußen: die Brüder Pleskow, der Oberst und der Gutsbesitzer, und ihr Schwager der Professor Höltermann, langjähriger Professor der Geschichte an der Königsberger Universität, der freilich von seinen Fachkollegen belächelt wird, weil er nie im orthodox-wissenschaftlichen Sinn, sondern auf mehr populäre Art Geschichte lehrte, vielleicht im Sinne Lichtenbergs. Seine liebste Vorlesung aber war der Humanismus. Er lebt mit der Frau noch im belagerten Königsberg, und dort gilt sein letzter Weg dem Grabe Kants.

Diese drei Männer tragen den Geist dieses Buches, sie alle, wie ihre Verwandten und Freunde, die alle darum wissen, was es bedeutet: der Untergang Preußens. „Wer weiß denn noch, wie wir eigentlich wurden? Daß unsere Keimzelle der alte Ordensstaat war, ein von wenigen Männern besetzter Wall des Westens, der ohne Ruhepause gegen die drängenden Ostfluten stand? Im Tiefsten ein Missionsstaat, der eine Brücke schlagen sollte, dabei aber immer wieder verraten wurde, vom verantwortungslosen Westen verraten wurde! Wir standen unablässig im Abwehrkampf. Niemand hat sich seine Erde so schwer errungen, niemand hat sie so teuer wie wir bezahlt! Und zum Dank werden sie uns nicht einmal verstehen, wenn wir jetzt kommen, als Heimatlose in den Westen zurückziehen nach tausendjährigem Ordensrittertum". Das sind die leidenschaftlichen Gedanken eines jener Freunde. Und Pleskow, der Gutsbesitzer, formt die Zukunft dieses Denkens: „Und dennoch werden wir echten Ostmenschen für Europa wichtiger als alle anderen sein! Es lebte bisher nur durch unser „Halt!" — es wird nur dadurch weiterleben! Denn nur wir verstehen die Gefahr, spüren sie in unserem Blut, werden die Wachhunde der Festung sein! Und wenn sie unsere Stimme ersticken, werden sie alle verloren sein". So beredsam, auch Fremden gegenüber. Schweigsamkeit — im Nordwesten das Zeichen eines wird das deutsche Problem auch in den letzten Geschichten des Professors Höltermann zum „Problem des Menschen unserer Zeit an sich, dessen Abgrund für alle unvermeidlich werden wird, wenn die Staatsmänner der westlichen Völker keine Konsequenzen daraus ziehen".

Aber das Ausland hat keinem Deutschen auch nur den „kleinsten Finger gereicht". Das hat sich deutlich in seinem Verhalten den Männern des 20. Juli gegenüber gezeigt, den Männern des 20. Juli, denen alle nur mögliche Verehrung von seiten der Dwingerschen Gestalten gezollt wird. „Die vom 20. Juli verraten ein Deutschland, das sich die Angloamerikaner seit einer Generation wünschen; hier war die letzte Chance, das Abendland noch zu retten, auch von den Angloamerikanern nicht erkannt". Die Folgerungen, die sich hieraus ergeben, treiben den Obersten Pleskow schließlich in den Freitod. Das Thema des 20. Juli ist so alt, wie es überhaupt politische Geschichte gibt, und es wird hier eine grundsätzliche Lösung niemals geben, denn auch diejenige, die da besagt, der Erfolg allein kann entscheiden, ist in Wahrheit eine Verschiebung des Themas aus der ethischen in die utilitaristische Ebene. Auf jener aber nur kann ein Anspruch erhoben werden. So ist gemeint, wenn Oberst Pleskow zu Kameraden über Leute vom 20. Juli redet: „Das Wissen um sie ist die einzige Kraftquelle, die Deutschland nach seinem Ende bleiben wird. Die Erinnerung an sie, der erste Pfahl in dem Sumpf unserer Zukunft".

„Wenn doch Trott lebte, denke ich fast täglich", sagte Pleskow wiederholt. Die Erinnerung an diesen Mann sollte wahrlich Grund genug geben, die im In- und Ausland noch heute vertretene Ansicht zum Schweigen zu bringen, die da in dem Ereignis des 20. Juli lediglich eine Verschwörung reaktionärer Junker zu sehen vermeint. Gerade an der politischen Conzeption Adam Trotts vermag man deren geistig-sittliche Grundlage deutlich abzulesen. Es waren vier Grundelemente, aus denen sich Trott die Überzeugung bildete, die sein politisches Handeln bestimmte: Die Geschichte des deutschen Sozialismus und seines Beitrages zur europäischen Sozialentwicklung; die Geschichte der Selbstverwaltung in Deutschland und Europa, der deutschrechtliche, angelsächsische und gemeineuropäische Ansatz, durch sie die Antithese Volks- und Obrigkeitsstaat zu überwinden; die Geschichte der religiösen Bewegungen in Deutschland und Europa; die Berufung des deutschen Geistes zwischen Osten und Westen, die Unentbehrlichkeit damit des deutschen Elementes in jeder zukünftigen, insbesondere europäischen Friedensordnung.

Das sind die Grundstoffe, aus denen auch die Reflektionen des alten Professors in Dwingers Buch leben. Adam Trott gehörte zu den nicht wenigen aus dem Kreis der 20. Juli-Männer, deren Vorfahren Ritter des schwarzen Adlerordens waren, der höchsten Auszeichnung des preußischen Staates — deren Wappenschilder den einzigen Schmuck der Königsberger Schloßkirche bildeten. Aber dieses Symbol des Altpreußentums ist dahin, wie das Preußentum, das Hitler „entseelte", wie er dem Soldaten seinen Sinn nahm, indem er an die Stelle des „Pflichtbewußtseins die Mechanik" setzte. Denn Hitler haßte das Preußentum, der Mensch war ihm nur Mittel zum Zweck, entscheidend war, „daß die Theorie funktioniere". Mit dem Soldatentum war das Preußentum in den Abgrund gerissen. So mußte eine Welt, der es um absolute Werte in diesem „Bankrott der Unchristlichkeit" ging, sich verloren geben; daß sie in anständiger Gesinnung zu Grunde gehe, war die letzte Sorge dieses alten Preußentums, dem Dwinger in seinem Buch ein hohes Lied gesungen hat.

Prof. Götz von Selle.

Kammersänger Heinrich Schlusnus

Wir wissen wohl, daß die Wiege von Heinrich Schlusnus nicht in Ostpreußen gestanden hat, und sind über das zweifache Erbe des Künstlers von Vaters und Mutters Seite her unterrichtet. Und doch können wir sagen, daß Heinrich Schlusnus ein Ostpreuße ist. Er selbst hat mit Fleiß nach seinen ostpreußischen Ahnen forschen lassen und hat sich mit Dankbarkeit zu ihrer ostpreußischen Heimat bekannt.

Dort wo der kleine Goldap-Fluß, der in den dunklen Wäldern der Rominter Heide entspringt, in die größere Angerapp mündet, die aus dem kristallklaren Seen-Gebiet des Mauersees kommt und dann, an dem Urwaldgebiet der Skallischer-Forst mit ihren Elchen und durch das hügelige Land der Osznagorrer Schweiz südlich der Salzburger Stadt Darkehmen vorbei immer weiter in die Pregel-Ebenen nach Insterburg fließt, — in diesem hart umstrittenen und doch so stillen Land ist die Familie Schlusnus zuhause.

In Griesgirren nahe dem sagenumwobenen Stillen See gehörte bis in den großen Krieg hinein der größte der vielen Bauernhöfe einem Schlusnus. In Christiankehmen, nördlicher und schon an der Angerapp gelegen, hatten die Schlusnus ein geringes Besitztum, so daß sie auch einem Handwerk nachgehen mußten. Und lebten nicht auch weiter im Osten unseres Gebietes, in Wittgirren, Träger dieses uns so bekannten Namens, und ebenso jenseits der Angerapp auf den Medunischker Gütern.

Als man etwa im Jahre 1935 daran ging, in Darkehmen vom Kreisverein für Heimatgeschichte aus ein kleines Heimat-Museum aufzubauen, das dann kurz vor dem Krieg eingeweiht wurde, war da auch eine Abteilung ‚Familie und Sippe' eingerichtet. Karten zeigten die Wege der Väter, die von überall hergekommen waren, dies erst unter Herzog Albrecht erschlossene Gebiet zu besiedeln, das noch im 17. Jahrhundert durch einen Tartaren-Einfall verwüstet und im 18. Jahrhundert durch die Pest entvölkert war. Bilder aus der Heimat dieser Siedler, aus den Salzburger Alpen, der Gegend von Magdeburg-Halberstadt und vielen anderen Ländern Deutschlands waren ausgestellt. Aber eine Wand war in Dankbarkeit den großen Söhnen des Kreises gewidmet. Da hingen Ölbilder von den drei Farenheits, von der Beinuhner Herrschaft gestiftet. Da sah man eine Photographie von Dr. Hugo Schaudinn, dem gesegneten Entdecker des Syphilis-Bazillus. Da lagen Partituren von Konstanz Bernecker, der wohl in Darkehmen selbst geboren war. Und da sahen wir dann auch viele Bilder von Heinrich Schlusnus, — wir sahen ihn in den Kostümen seiner großen Rollen, — wir sahen Kritiken aus älterer und neuerer Zeit, — wir sahen ein Bild jenes kleinen Hauses, in dem die Vorväter gewohnt haben, und eins seines Künstlerheimes, und in meinem Schreibtisch lagen Briefe, mit seiner großen und so klaren Handschrift, die er mir geschrieben hat, als wir über den Plan unseres Museums miteinander berieten. Es erfüllte ihn eine ganz besondere Freude, daß man in der Heimat seiner Väter an ihn als einen der großen Söhne des Kreises mit Dankbarkeit dachte.

All dies Material, auch alle persönlichen Aufzeichnungen, die Auszüge aus den Kirchenbüchern über die Schlusnuss und jene Briefe, — all das ist verloren gegangen. Wenn Heinrich Schlusnus sein Heim hat behalten dürfen, daß es nicht ein Raub der Bomben oder sonst ein Opfer des Krieges geworden ist, mag da noch vielerlei auch von diesen Aufzeichnungen aus Ostpreußen erhalten sein.

So kann nicht mit Gewißheit gesagt werden, wieweit bei den ostpreußischen Ahnen masurisches, wieweit litauisches Blut vorlag. Der Name ‚Schlusnus' läßt zweifellos auf litauische Herkunft schließen, aber gerade der südliche Teil des Kreises Darkehnen, die engere Heimat der Schlusnus, war besonders interessant in seiner Siedlungsgeschichte. In ihm lagen die Kermuschiener Höhen, die auch Wabbaliener Höhen hießen, und schon diese Doppelnamigkeit, die wir bei vielen Dörfern dort fanden, zeigt, wie in das durch die Pest entvölkerte und doch durch die Deutschen in hohe Kultur gebracht gewesene Land aus den masurischen und den litauischen Grenzgebieten Siedler in großen Scharen einsickerten, die sich gerade hier trafen. Beide Volksgruppen waren durch die höhere Kultur und die größere Ordnung und Freiheit des noch leer gewordenen Preußen-Landes angelockt. Beide brachten, und das ist im Blick auf den Ostpreußen Heinrich Schlusnus wichtig, ihre Gaben und ihre Veranlagungen mit, und bei beiden, den Litauern und den Masuren, stand da die Liebe zum Lied mit an erster Stelle. Schon Herder, der große Sohn aus dem ostpreußischen Landstädtchen Mohrungen, wies in den ‚Stimmen der Völker in Liedern' darauf hin und veröffentlichte vor allem aus dem litauischen Gebiet, woher eben die ‚Schlusnus' im Mannesstamm gekommen sein dürften, die so eigentümlichen Gesänge. Aber auch die Masuren waren große Sänger, und wer an einem Sonntag des Morgens ein wenig vor der Zeit in eine der kleinen Dorfkirchen kam, wurde schon von einem Gesang begrüßt, den noch frühere Kirchgänger von sich aus begonnen hatten und nun ohne jede Begleitung aber dafür mehrstimmig mit Sicherheit und Klanggefühl sangen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Heinrich Schlusnus, der Ostpreuße, gerade auch aus dem Land der dunklen Wälder und kristallenen Seen, wie es in dem von Herbert Brust vertonten Ostpreußenlied heißt, viel Gaben jener Kunst ererbt hat, mit der er eine große Zahl dankbarer Zuhörer erfreuen kann. **H. Walsdorff, Schiffdorf**

Deutsche Heimat im Osten in Düsseldorf

Die erstmals in den Berliner Messehallen mit großem Erfolg gezeigte Ausstellung „Deutsche Heimat im Osten" wird für die Westzonen vom 17. März bis 15. April in Düsseldorf am Ehrenhof durchgeführt. Träger der Ausstellung sind neben dem Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen das Land Nordrhein-Westfalen und die Stadt Düsseldorf.

Kants Ideen vom Recht und vom ewigen Frieden

Von Stadtschulrat a. D. Dr. R. Ulrich

In einer Zeit, in der das Recht, das doch als Idee nach Kant „allgemeingültig und denknotwendig" sein sollte, an Millionen von Menschen gebeugt wird; in einer Welt, in der ein ewiger Unfriede herrscht, weil nicht nur das Recht des einzelnen, sondern auch das Recht der Völker und Staaten verletzt wird, ist es heilsam, sich auf den großen Weisen von Königsberg, Immanuel Kant, zu besinnen und auf seine Stellung zum Recht und auf seine Schrift „Vom ewigen Frieden".

Er nennt das Recht „den Augapfel Gottes auf Erden"; es ist „der Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Willkür des einen mit der Willkür des anderen nach einem allgemeinen Gesetz der Freiheit zusammen vereinigt werden kann". Der Staat ist bei Kant „eine Vereinigung einer Menge von Menschen unter Rechtsgesetzen", also eine Rechtsgemeinschaft. Bei aller Freiheitsliebe hatte er wenig übrig für die Demokratie im Sinne der französischen Revolution, für die „Volksmajestät", die für ihn ein ungereimter Ausdruck" ist. Dagegen neigt er stark zum englischen Liberalismus hin, doch nur in dem Sinne, daß bei ihm die Persönlichkeit als Glied einer sittlichen Welt gilt und nicht wie bei den Engländern das höchste Ziel in dem Wohlergehen der Gesellschaft gesehen wird. Bei Kant ist das Ziel des Staates die Begründung des Reiches der Freiheit und Gesittung, keit auf dem eigenen Boden der Menschheit. Beim englischen Staatsideal mußte man, um dieses Ziel zu erreichen, den Menschen als sittlich vollkommen denken, während Kant bei aller Hochachtung der Vernunft nicht die Augen schließt vor den offenbaren Mängeln und Schäden in der Menschennatur. Daraus folgt bei ihm, daß sein Freiheitsbegriff keine Weichheit und Idealisierung kennt, sondern einen strengen Charakter hat. So verteidigt er z. B. energisch die Todesstrafe als eine Forderung der Gerechtigkeit.

So wie nun Kant die menschlichen Verhältnisse geordnet wissen will aus der Idee der Gerechtigkeit, so denkt er sich auch das Verhältnis der Völker zueinander und auch die äußere Politik geleitet durch die Idee des Rechts. Mit unbeugsamer Festigkeit tritt er dafür ein, daß nie das Recht der Politik, wohl aber die Politik jederzeit dem Recht angepaßt werde. Nach Kants Überzeugung ist der äußere Vorteil gering zu achten, der aus einer Politik entspringt, die vom Recht abweicht, das doch dem menschlichen Leben allein seinen Wert verleiht. Nach ihm ist „Ehrlichkeit nicht immer die beste Politik; aber sie ist besser als alle Politik. Politiker, die nur auf den Erfolg ausgehen und sich dabei ihrer Menschenkenntnis rühmen, mögen die Menschen kennen; nicht aber kennen sie den Menschen und was aus ihm gemacht werden kann."

Kant, dieser heimattreueste Königsberger — er ist kaum über seine Vaterstadt hinausgekommen trotz der verlockendsten Rufe anderer Universitäten — gehört auch noch durch seine einzigartige Stellung zu einer anderen Idee nicht allein seiner Heimat, sondern der Welt, und zwar durch seine Idee vom ewigen Frieden. In seiner gleichnamigen Schrift verficht er den Gedanken, daß der Krieg als „das größte Hindernis des Moralischen" aufzufassen sei. Er fordert: Kriege, wenn sie überhaupt stattfänden, müßten menschlicher geführt, ganz selten werden und schließlich ganz aufhören.

Sein Ideal ist ein „allgemeiner Staatenverein (analogisch mit dem, wodurch ein Volk Staat wird);" nur er könne Kriege für immer verhindern. Wenn der große Weltweise freilich auch in seiner Rechtslehre dahin kommt, den ewigen Frieden eine „unausführbare Idee" zu nennen, so bleibt er ihm doch als das letzte Ziel des ganzen Völkerrechts. Für durchaus ausführbar erklärt Immanuel Kant die „politischen Grundsätze, die darauf abzwecken, nämlich solche Verbindungen der Staaten einzugehen, als zur kontinuierlichen Annäherung zu demselben dienen". Die letzte Erkenntnis seiner Schrift „Vom ewigen Frieden" scheint mir aber doch zu sein, der ewige Friede sei „keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die, nach und nach aufgelöst, ihrem Ziele (weil die Zeiten, in denen gleiche Fortschritte geschehen, hoffentlich immer kürzer werden), beständig näher kommt."

Uns Deutschen bleibt nur der Wunsch, daß die neuerlich geschaffenen Welteinrichtungen auf Kants Ideen vom Recht und vom ewigen Frieden zurückgehen möchten, um u. a. auch die Ursachen des Unfriedens von 12 Millionen deutschen Menschen, die durch die Abkommen von Jalta und Potsdam heimatrecht- und friedlos geworden sind, auf friedlichem Wege zu beseitigen.

Gebet

von Frieda Jung

Herr, gib uns helle Augen,
die Schönheit der Welt zu sehn.
Herr, gib uns feine Ohren,
dein Rufen zu verstehn —
und weiche, linde Hände
für unsrer Brüder Leid
und klingende Glockenworte
für unsre wirre Zeit!
Herr, gib uns rasche Füße
nach unserer Arbeitsstatt' —
und eine stille Seele,
die deinen Frieden hat!

„Morje fröh ös de Nacht röm!"

Viele von uns, die das Schicksal nach Süddeutschland oder an den Rhein verschlagen hat, werden sicher das närrische Treiben und den Mummenschanz zu Fastnacht zum ersten Mal mit Staunen angeschaut haben, mit Staunen und, soweit wir nicht mehr ausgesprochen zur Jugend gehören, die ja allem Neuen und vor allem aller Heiterkeit und allem Frohsinn sehr aufgeschlossen ist, wohl auch mit gewissen Vorbehalten und Kopfschütteln. Denn diese Ausgelassenheit und das öffentliche lärmende Toben „liegt" uns Norddeutschen nicht — ganz abgesehen davon, daß wohl wenige von uns die furchtbaren Erlebnisse und den Schmerz und die Trauer um alles Verlorene schon völlig überwunden und vergessen haben.

Aber irgendwie wurde auch in unserer lieben Heimat fast allgemein des „Fastelaowend" gedacht, nicht nur in den Städten, wo es in geschlossenen Gesellschaften und Vereinen wohl auch hie und da Maskenbälle gab, sondern auch auf dem Lande, wo Krieger- und Gesangsvereine den willkommenen Anlaß zu Kappenfesten fanden oder, was viel hübscher und bodenständiger war, bei guter Schlitten- oder Eisbahn zu Schlittenpartien.

Oh, diese Schlittenpartien — wo anders gibt es sie noch?! — Wo anders können sie überhaupt gestartet werden, als in unserem Land der Flüsse und Seen, der langen konstanten Winter mit reichlich Schnee und Eis, — der weiten tiefen Wälder — der herrlichen rassigen Pferde, die aus nicht zu zügelnder Kraft-



und Temperamentfülle und aus Mutwillen vor den Schlitten tänzelten und bäumten! — Ewig unvergeßlich sind diese Schlittenfahrten — etwa eine Fahrt durch die tiefverschneiten masurischen Wälder und über den Mauersee nach der Insel U p a l t e n — wenn die schräge Wintersonne auf der weiten glitzernden Fläche gleißte und prunkte und hie und da ein brennendes Leuchten aufblitzte, der rote Rock eines schnürenden Reineke — oder wenn der frühe Sonnenuntergang den ganzen Himmel in purpurne Glut tauchte, wie tiefschwarze Silhouetten erschienen Bäume und Sträucher auf diesem feurigen Hintergrund. Und wie herrlich dann, aus dieser köstlichen und herben Frische in die mollig durchwärmte Stube zu kommen, in der das Aroma guten Kaffees mit dem Duft frischen Backwerks und dem würzigen Walddult von Tannengrün wetteiferte — in den Krugstuben meiner Kinderheimat waren die weißgescheuerten Dielen mit weißem Seesand und frischgehackten Tannenzweiglein bestreut.

Bei uns zu Hause wurde Fastnacht geschaukelt. Ich weiß nicht, woher diese Sitte stammte und was sie bedeutete, jedenfalls war sie seit Menschengedenken im Elternhause meiner Eltern und deren Eltern und deren Eltern und Großeltern von der Jugend geübt worden und natürlich wurde auch von uns Kindern dieser Brauch mit Vergnügen gepflegt. Bis Mittag ging alles seiner gewohnten Arbeit nach, aber zu Mittag gab es das traditionelle Fastnachtsessen, Erbsen und geräucherter Schweinskopf und danach 'n Schnaps — natürlich nicht nur einen, denn „opp eenem Been kann keiner stoahne!"

Und hinterher wurde in einem schon leeren Fach der großen Scheune am Staakbalken die große Schaukel angebunden, an beiden Seiten derselben lange Stricke zum Einschwenken befestigt, die zwei Burschen mit besonderem Pläsier bedienten: „Na, wer kömmt toerscht? — Wi ware Di schon önschwunke!" und dann ging es los — hau-ruck —, hoch — hoch — immer höher, bis es klipp — klapp — klipp — klapp machte und vorn die Füße und hinten ein anderer Körperteil an die Balken der Scheune stießen. Die Röcke flogen und die Mädels juchten und kreischten, aber die Burschen glänzten damit, paarweise auf der Schaukel stehend sich selbst einschwingend bis in die höchsten Höhen zu fliegen. Wir Kleinen konnten das tolle Schaukeln meist gar nicht vertragen und mußten uns von Zeit zu Zeit heimlich drücken, um — na, man weiß schon! —, aber geschaukelt wurde trotzdem und gleichfalls mit dem Ehrgeiz, möglichst hoch zu kommen, und schön war's doch! —

Die übrige Gesellschaft, die „nicht dran" war, saß derweil gemütlich rundum in Stroh und vergnügte sich mit allerlei Kurzweil wie Ballspiel und dabei den Versuchen, den Ball durch die schwingenden Seile der Schaukel einander zuzuwerfen — bis zu unserem Leidwesen Guste, die alte Betreuerin unserer Kindertage, auftaucht, um uns zum Kaffee zu holen.

„Na Tante Juste, wölle Se nich ook e böske schockle?" ruft es im Chor. Sie wehrt entrüstet ab, aber insgeheim scheint irgendwo doch noch ein Restchen jugendlicher Lust und Mutwillens zu stecken und halb mit List, halb mit sanfter Gewalt läßt sie sich doch richtig auf die Schaukel bugsieren. „Aower man bloß e kleen böske!" mahnt sie dringend und Karl und Franz geloben es scheinheilig, wobei sie sich übermütig zuplinkern. Und kaum sitzt sie drauf, da geht es auch schon los, was die Seile und die Arme hergeben, daß ihre Schlorren und die vielen Röcke und das im Eifer des Gefechts gelöste dünne Zöpfchen um die Wette fliegen! Und sie schreit „Herrjemersch!" und „Achottke!" und „Na wacht man, Ju Bowkes!" — aber das hilft ihr gar nichts, die ganze Gesellschaft wälzt sich vor Vergnügen und erst, als die Lausbuben es allzusehr übertreiben, mahnt Frieda, die Vernünftigste der Schar: „Herrje, nun hoolt doch bloß an! Se ös jo all ganz scheef jeschorrt von all dem Jeschlacker und hückt man bloß noch mit een Schoft oppe Bredd!" Aber erst, als Tante Guste allzu flehentlich jammert und den beiden „Bowkes" „e Dittke to Tobback" angelobt, halten sie endlich die Schaukel an, und torkelnd und schimpfend zieht sie mit uns Kindern ab.

Drinnen kriegen wir zur Feier des Tages Bohnenkaffee (aber natürlich „Kaffee verkehrt", also mit viel Milch und wenig Kaffee) und „Purzels" (Fastnachtskrapfen), was nach der Tollerei doppelt gut schmeckt, wir hauen ein wie die Scheunendrescher. — Nach dem „Verrichten" draußen findet sich dann das Jungvolk und was dem Herzen nach noch dazu zählt (Tante Minchen zum Beispiel wird trotz ihrer 45 Lenze noch absolut dazu gerechnet von uns Kindern und muß bei allen Spielen noch fast am meisten herumspringen) in der großen Stube zusammen, und die altbeliebten und bekannten Gesellschaftsspiele kommen in Vorschlag; „Wie gefällt Ihnen Ihr Herr Nachbar?" und „Stürzdrehen" und „Stumme Musik" usw. usw.

Besonders beliebt sind die Pfänderspiele mit den verschiedenen Variationen und Möglichkeiten der Pfänderauslosung, den drastischen und derben wie „Roasmock-joage" und „Kachel-anbeede" und den besonders von der erwachsenen Jugend zwecks Anknüpfung zarter Bande sehr geschätzten „Kirschen-kosten" und „Klosterkuß". Und mit der steigenden Ausgelassenheit des Abends folgen dann die derberen Spiele wie „Schinke-kloppe" und „Eck kniep Di önne Back und lachst nich mol?" Die Zeit vergeht im Fluge. Dazwischen hat Karl denn noch die Ziehharmonika geholt und Tante Guste führt zu allgemeinem Vergnügen die Tänze ihrer Jugend vor:

„Lott ös dot, Lott ös dot, Lieske liggt öm Starwe" und „Hans, Hans Leewerloch, lewt de ohle Wiew noch?" „Joa, Herr, se läwt noch, se liggt önne Bedd un zappeld noch!" usw. Und den „Bommelschottsche" und „De Jung de schlo möt em Pungel oppe Dösch, he docht, et geev jebroadne Fösch", was in seiner Rhythmik so zwingend ist und so lustig und munter getanzt wird, daß schließlich die ganze Gesellschaft nicht länger nur zusehen kann. Die Stube dröhnt von dem Rhythmus der derbbeschuhten stämpfenden Füße und dem ausgelassenen Gesang der jungen Gesellschaft.

Im Zimmer nebenan sitzt derweil der ältere Teil bei einem Gläschen Grog und erzählt sich einen Schlag, natürlich über das Wetter und wie merkwürdig sich das grad wieder in diesem Jahre anläßt, über Dungfahren, Viehpreise und ernsthafte Dinge mehr. Eben kommt Onkel Ernst noch auf einen Sprung rüber und wird mit frohen Zurufen empfangen. Denn wo Onkel Ernst ist, gibt es keine Langeweile. Er weiß immer etwas Lustiges oder Besonderes zu erzählen. „Einen Stuhl und ein Glas für Onkel Ernst!" ruft Vater. Onkel Ernst langt erst einmal in die Tasche und läßt die Schniefkedose reihum gehen. Nur Nachbar P. dankt und bedient sich nicht „Nä" sagt Onkel Ernst, „Schniefke schnuve schnöfft he nich, aower Prömke pröme prömt he!" Dann hört er sich die Erzählungen über des Oberförsters neuen Kutscher an, der so jähzornig ist, daß er alles kurz und klein schlägt in seiner Wut und der neulich seiner Frau sämtliches Geschirr zerkloppt haben soll. „Aower dat ös doch noch goanuscht!" sagt er darauf, und erzählt nun seinerseits einen Fall von einem furchtbar jähzornigen Mann, den er gekannt haben will, und dem einmal das schreckliche Ungeschick passierte, daß er sich beim Holzhacken eine Hand abschlug, worüber er in entsetzliche Wut geriet. „Un wat meen Ju, wat he do deed? — Und in diesem Moment alleräußerster Spannung holt Onkel Ernst die Schniefkedose vor und erst, nachdem er seine umfangreiche geräumige Nase mit einer angemessenen Portion versorgt und daraufhin ein nervenerschütterndes „Hatschih!" hat laut werden lassen, fährt er mit todernstem Gesicht und bewegter Stimme fort: „Do kreej he doch dem Äxt to packe und schloag söck doch dem andre Hand ook noch av!" — — „Achottke nä!" stöhnt die alte Guste auf, und auch die andern schauen einen Moment beklommen, bis sich dann die Spannung in allgemeines Gelächter löst.

Doch nun rasselt es im alten Uhrschrank. Gleich darauf zählt die Uralte, sorgsam und bedächtig wie eine gute Hausmutter, langsam und mahnend zwölf schwere Schläge daher. „Höchste Zeit" sagt Vater und Onkel Ernst fügt hinzu: „M o r j e f r ö h ö s d e N a c h t r ö m !"

Wanda Wendlandt

Ostpreußen-Schach

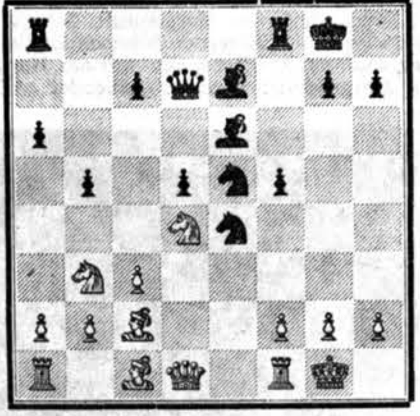
Von Altmeister C. Ahues

Irren ist menschlich.

Je stärker ein Schachspieler ist, desto seltener wird ihm ein grober Fehler in einer ernsten Partie unterlaufen. Da der Mensch aber keine Maschine ist, kann er nicht immer gleichmäßige Arbeit leisten, so daß selbst schachliche Könner, die fünf oder mehr Züge vorausberechnen können, manchmal so indisponiert sind, daß sie das Wesentlichste übersehen. In der folgenden in Tübingen 1950 gespielten Partie ist es kein Geringerer als B o g o l j u b o w , der in vorzüglicher Stellung gegen den jetzigen Deutschlandmeister U n z i c k e r eine Figur einstellte. Weiß: B o g o l j u b o w. Schwarz: U n z i c k e r.

1 e2—e4 e7—e5 2 Sg1—f3 Sb8—c6 3 Lf1—b5 a7—a6 4 Lb5—a4 Sg8—f6 5 0—0 Sf6—e4. Der aggressiven Spielweise U n z i c k e r s entsprechend 6 d2—d4 b7—b5 7 La4—b3 d7—d5 8 d4×e5 Lc8—e6 9 c2—c3 . . . Alles nach alt bekannten und bewährten Mustern. Moderner ist allerdings De2 mit nachfolgendem Td1 9 . . . Lf8—e7 10 Sb1—d2 0—0 11 Lb3—c2 f7—f5 12 Sd2 —b3 Dd8—d7 13 Sf3—d4! . . . Bietet den Bauern e5 an, der nur unter größter Gefahr geschlagen werden kann 13 . . . Sc6×e5? Das sollte zum Verlust führen, deshalb war Sd4: besser.

Unzicker



Bogoljubow

14 Sd4×e6? . . . Die eigenartige Figurenkonzentration in der e-Linie hätte den Weißen zu De2 veranlassen sollen, denn gegen die Drohung f3 hätte Schwarz kaum eine ausreichende Verteidigung gehabt. So hat Weiß von dem Bauernopfer wenig Vorteil 14 . . . Dd7×e6 15 Sb3—d4 De6—d7 16 Sd4×f5? . . . Wenn die Dame nicht gedeckt wäre, hätte die „Kombination" ihre Richtigkeit, so kostet der Textzug glatt eine Figur. Selbst einem Großmeister kann ein solches Versehen unterlaufen! 16 . . . Tf8×f5 17 Lc1—e3 . . . Auf f3 könnte Weiß matt werden, nämlich 17 f3 Lc5+ 18 Kh1 Sg3 + 19 hg3 Th5+ 17 . . . Tf5—f8. Der Rest der Partie ist nur noch Sache der Technik. 18 Le3—d4 Se5—g6 19 Ld4×g7 Se4×f2. Auf Kg7: Le4: 20 Tf1×f2 Kg8×g7 21 Dd1—d4+ Le7—f6 22 Dd4—d3 Lf6—e5 23 Ta1—f1 Tf8×f2 24 Tf1×f2 Ta8—f8 25 Tf2×f8 Kg8×f8 26 g2—g3 Kf8—g7 27 a2—a4 . . . Es war höchste Zeit aufzugeben. 27 . . . c7—c5 28 Dd3—e2 Le5—f6 29 De2—f2 d5—d4 30 a4×b5 a6×b5 31 Df2—d2 c5—c4 32 Lc2—e4 Dd7—e6 33 Le4—b7 De6—e5 34 Lb7—c6 De5—c5. Schwarz gab endlich auf.

Tilsiter erhielt Hof in England

Eine englische Bauersfrau in Nottingham übereignete ihren Hof an zwei junge deutsche Heimatvertriebene, die bei ihr tätig waren und deren Hochzeit sie nach deutschem Brauch ausrichtete. Bei der Bäuerin war der deutsche Kriegsgefangene Franz E h l e n beschäftigt, der, aus Tilsit gebürtig, auch nach der Entlassung in England blieb und den Hof gemeinsam mit der englischen Bäuerin, deren Ehemann gestorben war, bewirtschaftete. Im Rahmen der „Aktion Nordsee" meldete sich Gisela G. aus Danzig, die im Jahre 1945, damals 19 Jahre alt, mit ihrem 12jährigen Bruder flüchtete, in einen Haushalt nach England und kam ebenfalls nach Nottingham. Hier lernte sie Franz Ehlen kennen, und sie entschlossen sich zu heiraten. Die englische Bäuerin, die selbst kinderlos ist, richtete nicht nur die Hochzeit aus, sondern übereignete ihren Hof an die beiden jungen Heimatvertriebenen. In der anglikanischen Kirche zu Nottingham vollzog ein deutscher Geistlicher in Anwesenheit einer starken deutschen Gemeinde und vieler englischer Gäste die Trauung.

„Jetzt sind wir wieder auf Chaussee!"

Oberstaatsanwalt S a r o in Königsberg — heute würde er sich Generalstaatsanwalt nennen — war in den achtziger Jahren höchster Vorgesetzter aller Anklagebehörden in der Provinz, im übrigen kein Kostverächter und auch den kurzen Getränken nicht abgeneigt. Damit war sein Wirkungskreis noch nicht erschöpft; man hatte ihn zum Mitglied des Abgeordnetenhauses gewählt und in dieser Eigenschaft fuhr er eines Tages nach Berlin. Als der Courierzug in Braunsberg hielt, wurde ein Telegramm ausgerufen: „Herrn Oberstaatsanwalt Saro!" Alles steckte neugierig den Kopf heraus; es mußte doch ein ganz schweres Verbrechen, wohl gar ein Hochverrat, begangen sein. Die Depesche lautete aber so: „D e s M o r g e n s i s t e i n S c h n ä p s c h e n g u t." Der gleiche Ruf am Zuge entlang wiederholte sich in Schneidemühl; die Aufregung wuchs, doch Saro las: „D e s g l e i c h e n a m M i t t a g e." Das nächste Telegramm beunruhigte die Fahrgäste schon nicht mehr; es erreichte den Adressaten schon im Hotel und sah so aus: „U n d w e r e s a b e n d s n e h m e n t u t , d e m m a c h t e s k e i n e P l a g e." Herr Saro kannte die Verse ganz genau und wußte, was ihm noch blühte. Spät in der Nacht wurde er denn auch richtig geweckt, weil eine dringende Depesche eingegangen war: „H i n g e g e n s o l l d e r B r a n n t e w e i n u m M i t t e r n a c h t n i c h t s c h ä d l i c h s e i n."

*

Militärische Kommandos hört man in deutscher Sprache gegenwärtig nicht, doch werden sich viele erinnern können, „Das Gewehr — über!" erlebt zu haben. Der Strich deutet eine Pause an, die vorgeschrieben war, von einem Hauptmann in Königsberg aber bei Besichtigung seiner Kompanie durch ein paar leiser gesprochene Worte ausgefüllt wurde. Er hatte den Leuten für den Fall, daß es schlecht ginge, die Hölle versprochen, aber 60 Mark zu Bier, wenn alles klappen würde. Soeben war der General mit einer anderen Kompanie fertig und schritt nun, gefolgt von seinem Anhang, dieser zu. Der Hauptmann kommandierte: „D a s G e w e h r (Kerls 60 Mark) ü b e r !"

*

Der ostpreußische Landwirt schweren Schlages konnte an flüssiger Nahrung allerhand vertragen; er scheute auch kräftige Getränke nicht, doch war ihm bei längerer Sitzung das Bier mit seinem Gefälle das Liebste. An einem Wintertage versammelten sich im Gutshaus zu X die Gäste, um nach alter guter Sitte den Geburtstag des Hausherrn zu feiern, und mancher hatte eine beschwerliche Fahrt über verschneite Landwege hinter sich. Auch der Weg durch die Alkoholika war nicht ganz einfach. Den Likören mannigfacher Art zum Kaffee folgte der Grog beim unvermeidlichen „Schweinevesper" und zum Abendessen gab es verschiedene Weine. Als dann nach Tisch ein Faß Bier „angestochen" wurde, ertönte ein Baß: „G o t t s e i D a n k , j e t z t s i n d w i r w i e d e r a u f C h a u s s e e !"

*

Es sind fast sechs Jahrzehnte vergangen, seitdem man sich in Königsberg über ein Mißgeschick amüsierte, das einem Professor der Zoologie passiert war. Er befand sich eines Abends allein in der Wohnung, denn seine Frau war verreist und das Hausmädchen beurlaubt. Nachts wurde er durch ein eigenartiges Geräusch geweckt; ein Vogel war durch das offene Fenster gekommen und flatterte umher. Der Professor wußte sofort, wie er das Tier hinaus bekam: es wird dem Licht nachgehen. Er zündete also eine Kerze an und schritt langsam durch die Tür. Der Vogel folgte und flog zur Wohnung hinaus. Die Wissenschaft hatte gesiegt, d. h. die Zoologie, aber die Physik sprach auch ein Wort mit, denn durch die Z u g l u f t fiel die Entretür ins Schloß, und der Herr Professor stand auf dem Flur im Nachthemd mit einem Licht in der Hand. Er läutete an der unteren Wohnung, es war aber niemand zu Hause. Nun klingelte er zwei Treppen hoch an; nach einer Weile erschien das Mädchen, kreischte auf und schlug die Tür zu. So mußte er sich auf eine Stufe setzen und den Morgen erwarten, bis man sich seiner erbarmte, ihm einen Mantel gab und den Schlosser holte.

In den neunziger Jahren hatte in Königsberg den Lehrstuhl für Anatomie ein Professor inne, der aus Riga gekommen war. Bei Beginn des Semesters pflegte er seine Hörer zu ermahnen, recht fleißig das Kolleg zu besuchen. „Denn", so sagte er in seinem baltischen Dialekt, „der Arzt, der die Anatomie nicht beherrscht, gleicht einem Maulwurf; beide arbeiten im Dunkeln und auch ihre Erfolge sind dieselben: E r r d h ü g e l ! E r r d h ü g e l ! !"

F. S.

Humor der Heimat

Unter den Ostpreußen gibt es nicht selten einen Typ, der sich des lieben Friedens willen durch nichts und durch niemand aus der Ruhe bringen läßt und nach dem alten, weisen Sprichwort „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold" so wenig den Mund auftut, als wenn jedes Wort mindestens einen Taler kostet. — Sitzen da einmal der Gutsbesitzer Vogelreuther und sein Freund und Nachbar Kaludrigkeit behäbig in der Kleinbahn. Sie sind ganz allein im Abteil und hatten längere Zeit schon still vor sich hingedöst, als plötzlich ein rundlicher beweglicher Reisender zusteigt und gleich mit Vogelreuther ein Gespräch beginnt wie mit einem alten Bekannten. — „Guten Tag, Herr Kaludrigkeit, wie geht's?" Na, dank scheen", brummt Vogelreuther. „Was macht die Wirtschaft?" — „Dank scheen." — „Wie geht's denn Ihrer Frau und was machen die Kinderchens?" — „Dank scheen." — „Und wie steht's mit Ihrem Magen?" — „Dank scheen." — So geht das Frage- und Antwortspiel noch eine ganze Weile fort. Als der Reisende ausgestiegen war, fragt Kaludrigkeit: „Mensch Vogelreuther, Du heißt doch nicht wie ich!" „Na nei!" meint Vogelreuther. — „Eine Wirtschaft hast Du doch all längst nich mehr?" — „Na, nei!" — „Du bist doch gar nicht verheiratet!" — „Na, nei!" — „Na, und Kinder hast Du doch auch nicht!" — „Na, nei!" — „Und mit dem Magen hast Du doch niemals zu tun gehabt!" — „Na, nei!" — „Aber Mensch, warum sagst Du ihm denn das nicht?" — Gemütlich winkt Vogelreuther ab: „Aber wo werd ich Streit anfangen!" **W. A.**

Eisernte in Masuren

Bei gleißendem Licht auf dem Löwentinsee

In diesen letzten Winterwochen wurde in Ostpreußen, dem Land der vielen Seen, die Eisernte eingebracht — ein Bild, das man in anderen Teilen Deutschlands nur selten zu sehen bekommt. Brauereien, Gastwirtschaften, Fischhandlungen und Fleischer deckten auf diese Weise ihren Jahresbedarf an Eis.

Komm mit, lieber Freund, an diesem sonnenhellen Februarmorgen. Zieh dir die Fausthandschuhe an und vergiß die Ohrenschützer nicht, denn der Faschingsmonat, in dem sich der Winter in Süd- und Westdeutschland zum Scheiden rüstet, bringt im Land der dunklen Wälder und kristallenen Seen noch knakkenden Frost. Komm mit, an den See, an einen der ungezählten Seen Masurens, an einen der Mühlenteiche, die im Sommer das Blau eines hohen Himmels so makellos widerspiegeln. Komm und schau dir die ostpreußische Eisernte an.

Die weite Fläche des Löwentinsees bei Lötzen gleißt im Morgenlicht. Soweit das Auge reicht — glitzernde Schneekristalle auf der endlosen Eisfläche, die sich am Horizont im Morgendunst verliert. Geblendet schließt du sekundenlang die Augen. Du spürst, wie der Frost dir die Wangen rötet, wie er dir in die Nasenspitze beißt. Aber was tut das an einem solchen Sonnenmorgen!

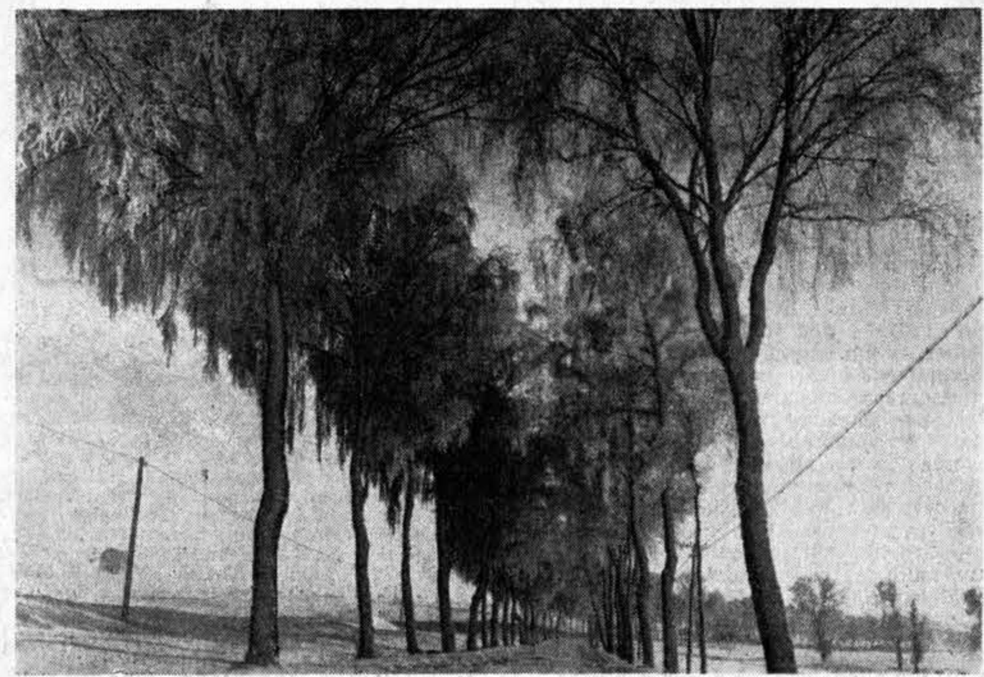
Du hast auch gar nicht viel Zeit, an dich zu denken. Du siehst einsam auf dem Eis einen Arbeiter mit Eisträpfchen am Bart und bereiften Augenbrauen. Mit raschen Schaufelwürfen säubert er das eisige Erntefeld vom stäubenden Pulverschnee, der wie Goldstaub im Gegenlicht stiebt. Und da rücken auch schon weitere Männer an, die seltsamsten Erntegeräte der Welt geschultert: Brechstangen und Piekhaken. Denn heute soll die Frucht des Frostes, das Eis, in die Scheuer, die sägemehlgepolsterten Keller der Brauereien, eingebracht werden!

Mit wuchtigen Stößen trümmern zwei der Arbeiter ein Loch in die gut einen halben Meter dicke Eisfläche. Glasklar splittern die Eisbrocken nach allen Seiten, bis aus einer Öffnung das dunkle Wasser hervorschaut. Dann geht es Hieb um Hieb! Seltsame Gesellen, welche die Fläche, die sie trägt, selbst zerbrechen! Aber sie tun es mit Geschick Brocken um Brocken, Block um Block brechen sie los. Das sieht so einfach, fast spielerisch aus. Und doch — lieber Freund — versuchst du es, du würdest kläglichen Schiffbruch erleiden. Kümmerliche Eissplitter, zu nichts nütze, wären dein Ergebnis, eine entglittene Brechstange vielleicht, die lautlos in die Tiefe versinkt, wenn es gut geht — ein eisiges Bad, wenn du Pech hättest! Aber diese Männer verstehen ihr Handwerk. Nicht zu klein dürfen die Eisstücke sein, wenn sie den Sommer überdauern sollen in der Kühle des Kellers, und nicht zu groß, weil man mit ihnen hantieren muß.

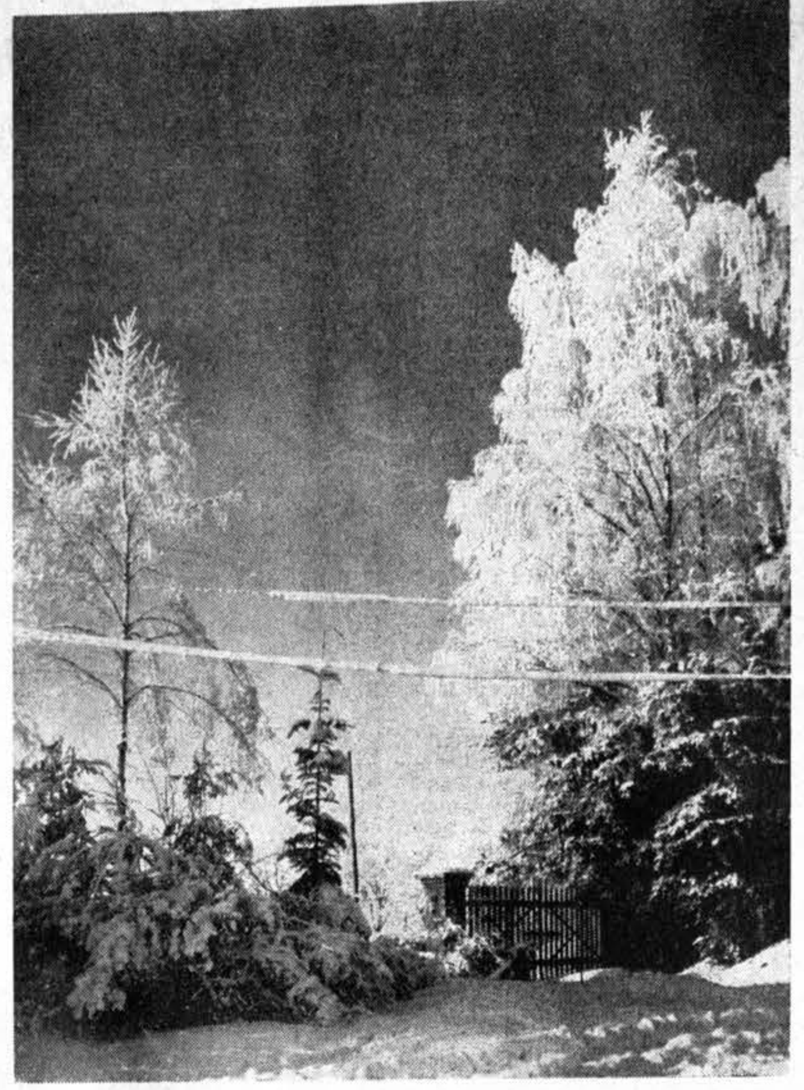
Sieh, da kommt schon der Wagen! Silberne Dampfwolken atmen die Trakehner. Hau-ruck! Da werden mit den Pieken die Eisstücke — unbegreifliches Naturwunder, daß sie trotz ihrer Zentnerschwere schwimmen — aus dem Wasser gezogen: glänzende Blöcke von gläsernem Grün. Leicht lassen sie sich über das vom Schnee befreite Eis zum Wagen schieben, schwerer über das angelegte Brett hinaufbugsieren. Da packen alle an und fürchten sich nicht vor der Nässe, die die Kleider tränkt, daß sie bald hart gefroren sind. Klingend und knirschend setzt sich der Wagen in Bewegung.

Nicht überall in Ostpreußen wurde das Eis gebrochen. Häufig sah man auch die seltsamen Eissägen in Tätigkeit, lange Stahlsägen, deren eines Ende, mit einem Gewicht beschwert, unter Wasser hing, während sie am doppelten Handgriff von einem Arbeiter rhythmisch auf- und abgezogen wurden. Auch elektrische Sägen gab es schon verschiedentlich an Stellen, die einen Stromanschluß in der Nähe hatten. Wie riesige Stücke Würfelzucker sahen dann die ebenmäßigen Blöcke aus.

Eisernte ist eine Angelegenheit für kräftige Fäuste, für richtige Männer eben, die in alten, zerkauten Stummelpfeifen selbstgebauten Tabak rauchen oder aus der Mulde, die bei abgespreiztem Daumen außen an der Daumenwurzel entsteht, Tilsiter Schniefke (Schnupftabak) schnupfen. Es ist die gesündeste Arbeit der Welt in der gesündesten Luft, die Europa zu bieten hat. Sie schafft Appetit (in Mutters Kochtopf brodeln schon die Erbsen mit Speck oder der Sauerkohl mit Schweinefuß) nicht nur auf das Mittagsmahl, sondern — viel später erst, im Hochsommer — auch auf ein eisgekühltes Ponarther oder Aktienbier. Denn darin hat die Eisernte erst ihren Sinn: In der Hitze der Sommermonate unserem Bier etwas von der klaren Frische dieses Februarmorgens mitzugeben, von der Frische des Lötzener Natureises, das wir mit keiner aalglatten Kühlhaus-Eisstange vertauschen wollten ... **Heinrich A. Kurschat**



Birkenchaussee im Kreise Wehlau



Ostpreußischer Gutspark Aufn.: Sabine Hoth

Birken im Rauhreif

„Kinder, es hat Rauhreif gegeben, wartet nur bis die Sonne herauskommt, es wird eine unbeschreiblich herrliche Winterpracht geben!" So hat uns Mutter manchmal schon in Kinderzeiten geweckt. Wir lernten früh, die Schönheiten der Natur zu sehen, und so lange ich mich zurückerinnern kann, war es uns wichtig, ob draußen der Schnee knirschte oder das Tauwasser in der Dachrinne tropfte, ob der Sturm brauste, oder die Sterne so funkelten, daß wir vorm Schlafengehen noch einmal in die dunkle Nacht hinaussehen durften, ob vor großer Kälte Dompfaffen in den Eisbeersträuchern saßen, oder ob die Februarsonne schon so warm schien, daß man unbedingt herausmußte, um, wenn möglich, als erster die erste Lerche gehört zu haben.

Jetzt wohnen wir im schönen Hessenland — ja, ich sage mit Absicht „im schönen Hessenland". Denn ich gehöre nicht zu den Flüchtlingen, die da jede fremde Landschaft ablehnen, da es ja zu Hause alles viel schöner war. Gewiß, ist es nirgendwo so schön wie „bei uns", aber mir erscheint immer alles Schöne in Gottes Natur, auch hier in dem Land, da wir Gäste sind, der einzige Trost, der uns geblieben ist. Wir wollen uns nicht noch ärmer machen, indem wir die Augen verschließen und nur vergleichen.

Hier in Hessen leben wir in einem kleinen, sehr reizvollen Flußtal. Es gibt viel Nebel hier und dementsprechend im Winter oft Rauhreif aber — Rauhreif in unserm Sinne sah ich noch nicht. Er wirkte hier anders. Es fehlt die frostklare Luft, der leuchtend blaue Himmel dazu, und diese Sonne östlicher Wintertage. Rauhreif ist ja auch in solcher Pracht, wie diese Bilder zeigen, auch bei uns nicht häufig und deshalb immer wieder so eindrucksvoll. So unvergeßlich bleibt mir der erste Weihnachtsfeiertag des Jahres 1937, da ich diese Bilder machte. Wer kann sich zurückdenkend noch an diesen Tag erinnern? Vielleicht stehen da plötzlich Bilder auf — längst versunkene. — Wir wollen sie kommen lassen, wollen uns gegenseitig erzählen, wie es war. Wir und unsere Kinder wollen nicht vergessen, wie unser Garten, unsre Straße, unsere Birken aussahen in ihrem strahlenden Winterkleid. Ja, grade Birken der Heimat. So ganz, ganz still halten sie ihre Ästchen, in der Sonne, so, als wollten sie nichts verlieren von ihrem zarten Schmuck.

Schweig, leid, meid und vertrag,
dein' Not niemand klag',
an Gott nicht verzag'!
Sein' Hilf kommt alle Tag.
Johann Gottfried Herder

Und wer will sagen, wann sie — unsere geliebten Heimatbirken — schöner sind: im Rauhreif oder im ersten Frühlingsschleier?

Oft kam schon im Laufe desselben Tages der Wind und schüttelte die ganze weiße Herrlichkeit herunter, oder die Sonne verschwand, und es war vorbei. Und fast immer stimmte die alte Regel: drei Tage nach Rauhreif kam Regen bzw. Tauwetter. Ausnahmen machten nur ganz strenge Frostperioden. —

Es ist kalter Winter, während ich dieses schreibe — und sicher stehen unsere Bäume daheim, soweit sie noch leben, auch in diesem Jahr im Rauhreifschmuck an den Straßen und in unseren Gärten. Nur wir sind fort. Ist es nicht ein Trost zu wissen, daß Gottes Gesetze weitergelten, unabhängig vom wahnsinnigen Tun der Menschen — daß „solange die Erde steht, nicht aufhören soll Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht" — — und daß eines Tages, wenn wir heimkehren dürfen, Gottes Natur noch so sein wird, wie wir sie liebgehabt haben? **Sabine Hoth**



Das eisige Erntefeld wird gesäubert



Nicht ausrutschen! Block um Block wird mit Piekhaken aus dem Wasser gezogen

Aufn.: H. Schumacher-Oberammergau

Dr. Franz Philipp:

Die Schotten in Ostpreußen

Der Raub des schottischen Krönungssteines brachte vor kurzem die alten noch immer nicht begrabenen Gegensätze zwischen Schotten und Engländern wieder an das Licht der Weltöffentlichkeit. In früheren Jahrhunderten haben diese Gegensätze immer wieder in kriegerischen, religiösen und wirtschaftlichen Verwicklungen dazu beigetragen, daß ungezählte Schotten die Heimat verließen, die die Fülle ihrer Kinder ohnehin nicht ernähren konnte. Der Ruhm schottischer Krieger aus dem „Rekrutendepot Europas" ist von der Geschichtsschreibung nicht vergessen worden. Ich erinnere nur an Jakob Keith, den Feldmarschall Friedrichs II. Aber von den vielen Tausenden schottischer Emigranten, die über die Küsten des Baltischen Meeres vor allem in Ostpreußen eine neue Heimat fanden, weiß die Historie weniger laut zu melden. Dabei haben vor allem schottische Kaufleute, aber auch Geistliche und Gelehrte, Handwerker und Landwirte zweifellos einen gewichtigen Anteil am Aufstieg unseres Landes gehabt. Sie haben sicher auch zur Formung des ostpreußischen Volkscharakters beigetragen. Bearbeiter der schottischen Emigration urteilten, daß etwa die eigentümliche Verbindung von Scharfsinn und Starrsinn, die die Einwohner ostpreußischer Kleinstädte nach ihrem Eindruck kennzeichnete, ihre Wurzel in der natürlichen Veranlagung der Schotten habe. Wahrscheinlich rechnen die Nachkommen jener schottischen Einwanderer unter den heutigen Heimatvertriebenen nach Zehntausenden. Mit ihrem Einzug in die westdeutschen Länder beginnt ein neues Kapitel schottischer Emigrationsgeschichte, das freilich die wenigsten von ihnen im Kampf um die nackte Existenz bewußt erleben dürften und das man im Westen gar nicht erfaßt, weil man nicht gewohnt ist, den tieferen Ursprüngen unseres ostdeutschen Volkstums nachzugehen.

Die schottischen Ritter, die seit dem 13. Jahrhundert in den Ordensheeren kämpften, und die schottischen Kaufleute und Siedler, die zur Zeit des Höhepunktes der Einwanderung im 16. und 17. Jahrhundert sich seßhaft machten, wirkten unter dem bodenständigen altpreußisch-deutschen Volkstum anfänglich noch recht fremdartig und wurden in unterschiedlicher Weise aufgenommen und willkommen geheißen. Die regierenden Herren, die Hochmeister des deutschen Ordens und später die Herzöge und Kurfürsten, erkannten wohl zuerst, welche wirtschaftlichen Antriebe von den überseeischen Einwanderern für Preußen zu erwarten waren, und förderten die Ankömmlinge nach Kräften. Herzog Albrecht, der mit Mitarbeitern Luthers in seinem Herzogtum die Reformation einführte und damit anderen deutschen Landesfürsten voranging, schreibt z. B. am 9. September 1549 an Kasper Nostiz:

„Es ist allhier bei Uns gegenwärtig Zeiger Wilhelmus Skotus erschienen und hat vermeldet, wie ehr aus Schottland umb des Evangelii vertrieben, unns auch umb eine gnedige Steuer zu seiner Unterhaltung gebeten, als haben wir aus gnaden ein Chleydlin desgleichen 4 Gulden zur Zehrung geben zugesagt. Ist demnach unser Bevhell du wollest Ihme ein Gheydlin daneben die 4 Gulden aus der Kammer geben lassen."

Die einheimischen Kaufleute aber, besonders in den Seehäfen Königsberg und Danzig, sahen in den schottischen Kaufleuten ihre unbequemen Konkurrenten. Hart und rigoros sind die unzähligen Ratsbeschlüsse, die die Handelsfreiheit der Schotten einengen und Beschlagnahme der Waren, Gefängnisstrafe, ja Landesverweisung androhen.

1557 beklagt sich der Schotte Thomas Gebsen (Gibsen) beim Herzog. Sein Brief lautet verkürzt und frei erzählt: „Als ich vergangene Weihnachten zum Jahrmarkt in Rastenburg war, kam der Bürgermeister mit anderen vom Magistrat, um meine Maße und Gewichte zu prüfen. Er fand alles in Ordnung, fragte mich aber: „Was tust du hier?" Ich antwortete, daß ich etwas Geld machen möchte. Da fing er an: „Du weißt doch, daß dir das Herzogtum verboten ist; weil du gegen dieses Gebot gehandelt hast, wird all dein Gut beschlagnahmt." Als ich antwortete, ich wüßte wohl, daß es verboten sei, zu handeln von Dorf zu Dorf und meine Waren den Bauern zu verkaufen, aber daß es uns auch untersagt wäre, zu den freien Jahrmärkten in den Städten zu gehen, davon wüßte ich nichts, stürzte er sich in Wut auf mich, nahm mir alles, was ich besaß und warf mich in ein schlimmes Gefängnis, wo ich 14 Tage verblieb und fast verhungerte. Zuletzt mußte ich meine Finger durch ein Loch in der Gefängnismauer stekken und einen Eid schwören, daß ich auf der Stelle das Land verlassen und nimmer zurückkehren würde. Der Bürgermeister behielt meine Waren und mein Geld, und ich war gezwungen, in elender Weise, um Brot bettelnd, aus dem Lande zu gehen."

Der lutherische Bischof Paul Speratus (bekannt als Sänger der Reformation, Ostpr. Ges. B. Nr. 278) nahm sich des Schotten an; der Herzog ließ sich berichten. Obwohl die Quelle abbricht, dürfen wir hoffen, daß Gebsen sein Recht wurde.

Nur der unverdrossenen Energie der schottischen Kaufleute, verbunden mit physischer Ausdauer und persönlichem Mut (viele wurden auf den Landwegen der unerschlossenen baltischen Gebiete beraubt und erschlagen) ließen sie alle Widerstände am Ende doch überwinden. Erlangten sie endlich, oft erst in der 2. oder 3. Generation, das Bürgerrecht, so fanden sie durch Heirat auch Zugang zu Besitz und Ehrenstellungen im Lande ihrer Wahlheimat. Ein Teil wurde sogar in den Adelsstand erhoben. Die preußischen Grafen Douglas stammen z. B. von dem Handelsmann Douglas aus Schippenbeil ab.

In den kleinen Binnenstädten und besonders beim ostpreußischen Landvolk waren die schottischen Kaufleute von vornherein lieber gesehen. Sie scheuten sich nicht, als „Paudel- und Tabuiettkrämer" zu Fuß oder mit einem Pferdekarren weit über Land zu ziehen und schottische Tuche und Kleinwaren aller Art bis ins abgelegenste Dorf zu bringen. Schon in der Ordenszeit pflegte man, dort jeden dieser fliegenden Händler mit dem Ausdruck „Schotte" zu bezeichnen, und der landläufige Anruf: „Warte bis der Schotte kommt!" war oft ein Ausdruck der Ermutigung, öfter aber ein Schreckmittel für nichtsnutzige Kinder.

Unter den schottischen Kaufmannsfamilien Preußens, den Anderson, Marshall, Ogilvie, Abernetti, Gibson, Kolborn, Maclean, Muttray, Nelson u. v. a., sei hier die Familie Simpson, die sich von Memel aus über das ganze Herzogtum Preußen ausbreitete, besonders erwähnt. Ihr entstammt der Schriftsteller William v. Simpson, der in den Romanen „Die Barrings" und „Der Enkel" schottische Familiengeschichte auf ostpreußischem Boden zeichnet.

Soldaten erstellten neben vielen anderen die Familien Douglas, Hamilton, Barclay, Stuart, Ramsay, Karr (Kerr), Ross, Mackensen (Mackenzie). 1390 oder 91 kam bei einem Handgemenge zwischen englischen und schottischen Rittern auf der Langenbrücke in Danzig der schottische Edelmann William Douglas ums Leben. Das hohe Tor in Danzig hieß seit dem Jahrhunderte hindurch Douglastor und trug zur ehrenden Erinnerung das Familienwappen der Douglas. Bei der Belagerung Danzigs durch den Polenkönig Sephan Bathory im Jahre 1577 errang sich der Oberst William Stuart mit seinen 700 schottischen Söldnern die Dankbarkeit der Stadt. Wie er selbst der Gefahr, gefangengenommen zu werden, entging, berichtet der Chronist: „An dem Sonnabend ist auch der Schotten Oberster, ein feiner und stattlicher Kriegsmann von königlichem Geschlechte mit seinen Pferden, die er gekauft hatte, vor die Stadt spazierengeritten und tummelte sich bei dem Gebürge an der Bürgerschießschanze... Wie aber der Feind solches merkte, stürzte er aus dem Gebürge heraus und wollte ihn berennen. Er rannte aber flugs mit seinem Volk nach dem Heil. Leichnamstor. Do durften sie nicht unter das Geschütz ebenteuern und zogen sich zurück."

Unter den gelehrten Berufen finden sich Namen wie Leslie, Patterson, Forster, Mitchell, Spalding (die Familie des berühmten Aufklärungstheologen) u. a. m. Der große Königsberger Philosoph Immanuel Kant betonte seine schottische Abstammung entschieden: „... daß mein Großvater... aus Schottland abgestammt sey: daß er einer von den Vielen war, die am Ende des vorigen oder im Anfange dieses Jahrhunderts aus Schottland, ich weiß nicht aus welcher Ursache, in großen Haufen emigrierten... beweisen die dort (in Preußen) noch bestehenden Familien der Simpson, (M)aclean, Douglas, Hamilton und andere mehr, unter denen auch mein Großvater gewesen... war mir längst gar wohl bekannt." (An Bishof Lindblom, den 13. 10. 1797)

Kants Großvater ist freilich schon in Ostpreußen geboren, so muß man den schottischen Stammvater weiter rückwärts suchen. Als solchen spricht man seitens der Genealogie (Ostpr. Geschlechterbuch, Band 1) den Schotten Hans Cant aus Danzig an, der seine Tochter 1635 an den Schotten Thomas Philipp verheiratete, dessen Vater ebenda am 21. 3. 1621 das große Bürgerrecht erwarb und bereits 1626 starb.

Auf Kants schottische Abstammung deutet auch die Tatsache hin, daß seine Vorfahren reformiert waren. Die presbyterianische Mutterkirche in Schottland verlor die religiöse Wohlfahrt ihrer Landsleute in Preußen nicht aus den Augen; diese schlossen sich früh, wo es in größeren Orten nur anging, zu selbständigen Gemeinden zusammen, oft in freundschaftlicher Nachbarschaft mit reformierten holländischen Siedlern und französischen Hugenotten. In der Folgezeit ging freilich der überwiegende Teil der schottischen reformierten Gemeinden im bodenständigen Luthertum Ostpreußens auf. Getragen wurden die schottischen Gemeinden in kultischer und wirtschaftlicher Hinsicht von den „Bruderschaften" der schottischen Siedler, für die 1616 Patrick Gordon in 80 Artikeln eine Verfassung zusammenstellte. Fünf Artikel derselben handeln „de Divino cultu". Unentschuldigtes Fernbleiben vom sonntäglichen Gottesdienst und der Feier des heiligen Abendmahls wird mit einer Geldbuße bestraft. Auch die Fürsorge für die alten, verarmten oder erkrankten Landsleute wird in sieben Artikeln den Brüdern nachdrücklich ans Herz gelegt. Wie großzügig die Caritas gehandhabt wurde, zeigt die Erbauung und reichliche Ausstattung besonderer „Schottenstuben" im Königsberger Löbenichtschen Hospital durch die dortige „schottische Nation".

Eine große Zahl schottischer Emigranten folgte dem Rufe der Kirche zum Predigtamte. In Danzig wirkten unter anderen David Grim (Graham), Jakob und Peter Buchan, Adrian Stoddart. In Elbing trat die Pastorenfamilie Achinwall hervor, der auch der berühmte Professor der Jurisprudenz Achenwall in Göttingen entsprossen war. In Königsberg wirkten im 18. Jahrhundert Schotten aus den Familien Chrichton und Thomsen als Hofprediger, Konsistorialräte und Professoren. Allgemeiner bekannt ist der Schotte Johann Duräus (Dury) geworden, der in seinem ersten geistlichen Amt während des Dreißigjährigen Krieges englische Ansiedler in Elbing betreute und dann in vielen europäischen Ländern für die Einigung von Reformierten und Lutheranern wirkte. Die letzten 20 Jahre seines Lebens verbrachte er in Hessen, wo der Landgraf Wilhelm II. von Hessen-Kassel und dessen Witwe Hedwig-Sophie sein Lebenswerk nach Kräften förderten.

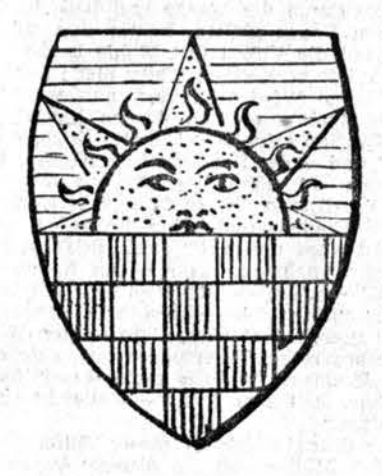
Ost- und Westpreußen und die angrenzenden Gebiete sind für viele schottische, aber auch englische Kaufleute und Siedler das Australien und Kanada des 16. und 17. Jahrhunderts gewesen. Sie vermittelten ebenso zwischen Ost und West wie das Netz schottisch-stämmiger Rektoren, Pastoren und Offiziere (Barclay de Tolly), das den Ostraum bis nach Rußland hinein überspannte. Altem gälischen Brauch folgend, hielten sie auch bei äußerster Armut auf ihre Familiensymbole, deren sich viele auf Siegeln und Steinen in Kirchen und Kapellen erhalten haben: das Fallgatter der Spaldings, die ausgerissenen Wolfshäupter der Robertsons, der Eberkopf der Ross, die Schlüssel der Gibsons, die Monde der Simpsons und viele andere mehr.

Dem Prozeß der allmählichen Eindeutschung der schottischen Siedler ging parallel die Angleichung ihrer Familien- und Rufnamen, bei der sich mitunter gälische Klänge verraten. So wurde aus Smith Schmidt, aus Cook Kock oder Koch, aus Newman Neumann, aus Morris Moritz, aus Young Jung, aus Brown Braun, aus Macmillan Machmüller, aus Hamilton Hammelthon, aus Finlayson Feinlosen, aus Somerfeld Sommerfeld. Auch Namen mit polnischen und litauischen Endungen (Rossek, Cockranek, Tailarowitz) finden sich. So ist es kein Wunder, daß viele der heutigen Heimatvertriebenen sich ihrer ursprünglichen Herkunft aus den schottischen Hoch- und Niederlanden nicht mehr bewußt sind.

ROSS



KANT



SPALDING



ROBERTSON



Maler Arthur Kuhnau - 60 Jahre

Als ich ihn im Frühjahr 1950 in seinem Flüchtlingsheim, in württembergischem Lande, wiedersah, um zu wissen, welche Spuren wohl die schwere Zäsur der Flucht bei diesem sensiblen Künstler hinterlassen haben könnte, war es mir Beglückung, an den Wänden und auf der Staffelei in diesem provisorischen Atelier ein neues Schaffen ausgebreitet zu sehen. Ich fand einen alten, unentwegt suchenden, um die Probleme der Malerei ringenden Gefährten einst glücklicherer Zeiten in positiver Lebenshaltung wieder, mitten im Aufbau.

Wem es zutiefst im Blut sitzt, wer um die Zeit und in ihr um Gott weiß, wem Künstlertum Herzenssache und Bewußtsein der Gottesgnade ist, der kann in all dem über uns gekommenen Leid nur des Höchsten Führung zu neuer, verantwortlicher Aufgabe erblicken.

Der Verlust der Heimat, des gesamten künstlerischen Werkes, des schönen gepflegten Besitztums in Arnau am Pregel, unweit Königsbergs, reißen wohl, in der Rückschau, schmerzhafte Empfindungen auf. Geblieben ist aber der Künstler, der um seine Aufgabe weiß, die immer wieder sich neu stellt und schließlich darin beruht, daß das Leben und die Kunst zueinander finden. Kuhnau ist einer von den Vielen, die alles verloren; er ist einer von den Wenigen, die um den Urgrund und die Zusammenhänge wissen, die dem Dilemma dieser Zeit um eines besseren Zieles willen zu begegnen wissen. So fand ich ihn wieder.

1891 in Thorn geboren, kam Kuhnau bald nach Ostpreußen, wo er dann rund 50 Jahre lebte und wirkte. Das Friedrichs-Kolleg in Königsberg, die Akademie wurden absolviert. Es folgten Studienjahre in Berlin, als Schüler Lovis Corinths. Der Weltkrieg 1914—1918 gab Kuhnau der Königsberger Akademie zurück, wo er dann, als Meisterschüler, sich zu freiem Schaffen entfaltete. Die damalige Not der Zeit stellte auch an den Künstler ihre Forderung. Wir sehen Kuhnau als den Mitbegründer des „Notbundes" der Künstler, als den Mitbegründer der Sezession „Der Ring", jener Vereinigungen, die mit ihren Ausstellungen dem gesamten ostpreußischen Kunstleben Bedeutung und Geltung über die Grenzen des abgeschnürten hinaus gaben. Es folgten Reisen nach Italien und Frankreich. Der Kunstausschuß der Stadt Königsberg betraute Kuhnau mit den Ausmahlungen und Restaurierungen in den Ordensburgen und Kirchen, bis dann der letzte Krieg, der Kuhnau wieder bei der Fahne sah, den Untergang aller Arbeit, die Verwüstung des Ostpreußenlandes besiegelte.

Diese knappen, nüchternen Lebensdaten besagen nicht viel. Wieviel menschliche Not, wie manch himmelstürmender Glaube formt das Werk des Malers. Wie wenig ahnt der Betrachter des ausgebreiteten Werkes die überwiegenden Kümmernisse eines ernsten Künstlerlebens, das zumeist umgeben und zerrissen wird von der Barbarei der Zeit. Nur dort, wo der Glauben an den Sieg des Guten ist, wo eine Forderung an die Ethik gestellt wird, kann der Guß gelingen.

So ist das Werk Kuhnaus durch mannigfache Wandlungen gegangen, bis es heute in seinen neuesten Arbeiten, einer gottgebundenen Grundhaltung getreu den Ausdruck der Lebensbejahung gefunden hat, fern aller Polemik, weitab vom „Markt".

Es gab da eine Zeit des Grau in Grau, das Suchen nach der Farbe. Ich sehe die verträumten, sehr expressiven Kompositionen von der Kurischen Nehrung. Dann folgte die Auseinandersetzung mit Cézanne. Großformatige Aktkompositionen, Bildnisse entstehen. Munch spukt herum. Alles ist in Gärung. Eine klare eindeutige Aussage muß gefunden werden, und, sie wird gefunden. Auf der großen „Ringausstellung" in Königsberg steht die „Madonna", großlinig, überirdisch-farbig, im Mittelpunkt der Diskussionen. Eine große Zeit, die Hochzeit der Farbe, ist für Kuhnau gekommen. Farbsprudelnde, mit den Feuern der Freude gemalte Blumenbilder, wohl aus dem Arnauer Gartenparadies erwachsen, alles ganz phrasenlos wie der Mensch und Künstler selbst, zeugen von der Gebundenheit an den Schöpfer aller Dinge. Es ist keine literarische Aufsplitterung, die momentale Form wird erstrebt, gefunden, an Kirchenwänden geübt, gelöst. Und dann vernichtet der Krieg ein ganzes jahrzehntelanges Schaffen. Nichts bleibt als der neue Anfang in der Primitivität eines Flüchtlingslebens.

Viele sind ob der Wucht dieser Trennung von der Geborgenheit heimatlichen Sichfindenkönnens zerbrochen. Voller Rührung sehe ich Kuhnaus neuen Anfang im westdeutschen Refugium. Zögernd, tastend, erst der neue Versuch vor neuen Eindrücken. Doch die Gegenwärtigkeit des Geistes, des Geistigen, ist nicht gebunden an Klage und Anklage. Schon sind neue Formen gefunden, neue Form hat Gestalt angenommen. Wir sehen Kohnaus neue Werke voll herber Kraft in der Ausstellung „Ostdeutsche Kunst der Gegenwart" in der Kunsthalle in Düsseldorf.

Eine ostpreußische Künstlerseele weiß von der Gültigkeit ewiger Gesetze; sie weiß von der Aufgabe, der bildenden Kunst wieder den Rang des Sittlichen zurückzuerobern.

Ernst Mollenhauer

DAS BANNRECHT

Von Ernst Wichert

Inhalt des bisher erschienenen Teils.

In Ostpreußen lebt zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Wassermüller Meinerz, dessen Vorfahren das Privileg erhalten hatten, eine Wassermühle anlegen zu dürfen. Auch durfte im weiten Umkreis keine zweite Mühle erbaut werden.

Nachdem zwei Söhne des Müllers 1806/07 gefallen waren — einer von ihnen sollte das Erbe des Müllers antreten — richtet er sein Augenmerk auf seinen ältesten Sohn. Dieser jedoch war als Assessor bei der Kammer ein eifriger Verfechter der Ideen Schöns.

Zur Familie des Müllers gehört noch die Tochter Anna, die ihr Herz Freihold Wegener, dem tüchtigen Werkführer ihres Vaters geschenkt hat, während ihr Bruder die Absicht hat, die Tochter des Pfarrers heimzuführen. Müller Meinerz wünscht nun, seinen Sohn, den Asessor, als seinen Nachfolger in der Mühle zu sehen und klärt gleichzeitig die Herkunft Annas, die nicht seine leibliche Tochter, sondern die seines Bruders ist, auf. Anna und der Assessor sind somit nicht Geschwister, und der Müller wünscht ihre eheliche Verbindung. Die beiden jungen Menschen sind zutiefst bestürzt, denn ihre Herzen haben bereits gesprochen.

Während dieser von Zornesausbrüchen des Müllers begleiteten Aussprache, wird bekannt, daß sämtliche Privilegien für Mühlen durch den König aufgehoben seien. Ein Schlaganfall trifft den Müller, der sich erst nach Wochen wieder erholt. Eines Tages will der Werkmeister Freihold seinen Dienst aufkündigen, denn er will sich selbständig machen, um so, wie er hofft, leichter die Einwilligung des Müllers zu erhalten, Anna heiraten zu können.

Als Freihold, der Werkmeister des Müllers seine Absicht offenbart, gerät dieser in Raserei und jagt den Gesellen in schmählicher Weise davon. Nun treten wieder die Feinde des Müllers auf den Plan und erreichen, daß Freihold auf den Plan des Dorfbäckers, eine zweite Mühle zu bauen, eingeht. Der Vertrag wird beschlossen und mit dem Bau einer Windmühle begonnen. Mit Verbissenheit und Ingrimm führt nun der Müller den Kampf gegen die Errichtung der zweiten Mühle, die nach seiner Ansicht gegen das alte verbriefte Recht geschieht. Er will nicht einsehen, daß alle Privilegien aufgehoben sind, denn „Recht müsse doch Recht bleiben!", so meint er.

In seiner Kurzsichtigkeit begibt er sich in die Hände seines alten Feindes Klaus Kipper, der es versteht, sich auf hinterlistige Weise bei dem alten Müller wieder Gehör zu verschaffen. Auf Grund einer gemeinen Intrige erreicht dieser es sogar, daß Meinerz seine „Tochter" Anna aus dem Hause jagt.

Inzwischen gibt der Sohn seine Stelle als Assessor bei der Kammer auf und kehrt mit der Absicht, die Mühle zu übernehmen, und in der Hoffnung auf Versöhnung mit seinem Vater heim. Dieser hat sich jedoch innerlich vollends von seinem Sohn abgekehrt und ist ganz dem Einfluß des Klaus Kipper verfallen, der für ihn einen Schriftwechsel mit Gericht und Regierung führt — jedoch ohne Erfolg. So macht sich der Müller selbst auf und geht persönlich zum Regierungspräsidenten und anschließend sogar zum König selbst. Als auch der König dem alten Meinerz bedeutet, daß er sich fortschrittlicher einstellen müsse und nicht beim Althergebrachten stehen bleiben dürfe, da erkennt er, daß er auf rechtlichem Wege nicht mehr zu seinem vermeintlichen Recht kommen könne, und läßt sich durch die Einflüsterungen des Kipper hinreißen, sich das Recht mit Gewalt zu holen. In der Nacht zündet er die neuerbaute Windmühle an. Bei der Tat überrascht ihn Klaus Kipper, der ihn als Mitwisser späterhin erpressen will.

7. Fortsetzung und Schluß.

Der Alte macht sich von ihm los und trat einen Schritt zurück. „Rühre mich nicht an," zischelte er ihm zu, „ich bin ein Feuerbrand. Als der Herr Sodom und Gomorrhe vernichten wollte wegen ihrer Sünden, warf er Feuer vom Himmel. Geh' und sieh dich nicht um."

„Das sind tolle Reden", sagte der Schreiber, „leugnen Sie es nicht, Sie haben den Brand angestiftet! Da sehe ich in Ihrer Hand noch Stahl und Feuerstein."

„Weshalb sollte ich leugnen?" rief der Müller. „Was geschehn ist, mußte geschehn. Ich habe mein Recht!"

„Kommen Sie eilig mit mir fort," mahnte Klaus, „schleichen Sie in Ihr Haus zurück! Man darf Sie hier nicht finden."

„Ich bleibe", sagte der Müller mit aller Entschiedenheit.

„Das ist Tollheit! Man wird Sie der Brandstiftung bezichtigen. Es wird schon unruhig im Dorf — kommen Sie."

„Hebe dich hinweg, Versucher", schrie der Alte. „Ich bin Gottes Gericht!"

Er hob drohend die Hand. Der Schreiber sprang fort. „Vom Teufel sind Sie besessen," rief er ihm zu. „Rette sich denn, wer kann. Er tauchte in das Gebüsch am Abberge unter und verschwand.

Über die Mühle stieg eine dicke Rauchwolke auf, erleuchtet von dem Schein des Feuers, das nun in hellen Flammen über der Tür aufschlug und die Flügel erfaßte. Im Dorf ertönte der Ruf: „Feuer — Feuer — die Windmühle brennt!" Auf der Straße wurde es lebendig: Männer und Weiber stürmten den Sandberg hinauf, die Turmglocke wurde geläutet. „Feuer — Feuer — Feuer!"

Der Müller stand unbeweglich. Das Knistern und Prasseln der Flammen schien seinem lauschenden Ohr Musik zu sein; der stiere Blick war nach der Höhe gerichtet. Da rief eine Stimme ganz in der Nähe.

„Hilfe — Hilfe!" Es war die Stimme eines Kindes oder eines Weibes — sie kam aus der Mühle. Der Alte zuckte zusammen: „Was war das?"

Und wieder, lauter und dringender als vorher: „Hilfe — Hilfe — ich ersticke — die Mühle brennt!"

Meinerz trat dicht an das Mauerwerk. Äffte ihn ein böser Geist? Die Stimme kam ihm bekannt vor. „Wer ist da in der Mühle?" schrie er entsetzt.

„Helft — rettet!" erscholl der Ruf von innen. „Ich kann nicht mehr hinaus!"

Des Müllers Kopf schwindelte. Das war — ja, das war Annas Stimme! Es war, als ob er einen Stich in's Herz erhielt, daß er vor Schmerz hätte zusammensinken mögen, und dann hämmerte das Blut in allen Adern, und vor seinen Augen, die er mit der Hand bedeckt hatte, züngelten feurige Flammen. In demselben Augenblick wurde er hinten am Rockkragen gefaßt und herumgezerrt. „Da haben wir den Brandstifter," rief Bäcker Matz.

Meinerz riß sich mit Gewalt los. „Wer ist in der Mühle?" schrie er seinem Angreifer entgegen.

„Die Müllerin — Anna — sie haben vor drei Tagen Hochzeit gemacht —" erscholl es aus dem nachdrängenden Haufen.

Und wieder die Stimme innen, schon ganz schwach und wie erstickt: „rettet!"

Da stürzt sich der Alte mit der Schulter gegen die brennende Tür und brach sie ein. Dicker Qualm drang ihm entgegen: Holzstücke fielen auf ihn nieder. Er achtete nicht darauf und eilte vorwärts. Die Treppe stand in Flammen, er schritt ohne Bedenken über die glühenden Stufen hin. Die Tür zur Mühlenstube stand offen; das Gemach war dicht mit Rauch gefüllt, das Bett brannte. Indem er mit ausgebreiteten Armen weiter tappte, stieß er mit dem Fuß an einen weichen Gegenstand. Er bückte sich — es war ein menschlicher Körper. Er umfaßte ihn, raffte ihn auf, hob ihn mit wunderbar gesteigerter Kraft auf seine Arme. Und dann zurück denselben Weg durch die von allen Seiten heranlodernden Flammen. Der Rauch machte ihn blind, sein Kopf wirbelte. Seine Haare sengten, seine Kleider brannten, unter seinen Füßen brachen die Stufen der Treppe ein. „Hilf, Gott im Himmel!" rief er. der Rauch erstickte seine Stimme. Da hörte er draußen Geschrei: „er st verloren — das Gerüst stürzt ein!" Er verdoppelte seine Anstrengung, warf mit dem Fuß die brennende Scheite fort, die den Ausgang sperrten — wenige Schritte noch und er atmete wieder Luft. In wilder Eile trug er seine Last eine Strecke durch die Menge und ließ sie dann auf den Boden gleiten. Hinter ihm stürzten krachend die Flügel der Mühle herab.

Er kniete neben dem Weibe nieder, drückte die Funken auf den Kleidern aus, ergriff die Hände, tastete an den Armen hinauf, hob den Kopf an seine Brust, küßte Stirn, Augen und Mund — der Körper schien leblos. „Anna — Anna —" stöhnte er, „tu mir das nicht an!" Er rüttelte sie, er faßte den Kopf mit beiden Händen, und suchte ihn aufzurichten. „Da ist alles umsonst," ließ sich's aus der Menge vernehmen, „sie ist im Rauch erstickt!" — „Tot — tot — tot —"! schrie der Müller auf, „und ich — bin ihr Mörder!"

Der Pfarrer trat hinzu; ihm folgten Walter und Margarethe. Sie erfuhren, was geschehen war. „Tragt sie hinab in mein Haus," befahl Günther, „eilt zum Arzt, — vielleicht ist sie zu retten."

Man drängte sich zu dieser Hilfeleistung, auf den Müller gab in diesem Augenblick niemand Acht. Er schleppte sich mit seinen Brandwunden den Sandberg hinab, abseits vom Wege. „Tot — tot — tot —" murmelte er unaufhörlich vor sich hin, „und ich bin ihr Mörder. Nun — hab ich — mein Recht."

Er trat durch das Pförtchen in die Mühle ein, zündete in seinem Schlafzimmer ein Licht an und sank erschöpft in den Lehnstuhl. Der Kopf fiel zurück. Beide Fäuste drückte er gegen die Augen. „Nun — hab' ich mein Recht . . ." jammerte er, „und da hat sich's — in Unrecht verkehrt — in Verbrechen und Sünde Gott — Gott — Gott! sei mir gnädig. Ich wollte doch nur — mein Recht. Und die ich liebte — brachte ich ins Verderben. — Ja, ja — der Liebe hab' ich vergessen, der Liebe. Das ist — alles Lebens Tod! Meine Kinder — meine Kinder! Ich ein Mörder — ich!" Er raffte sich wild auf, riß den Kasten unter dem Bett vor, schloß ihn auf, wühlte aus den Papieren die Kapsel mit dem alten Privileg vor, nahm sie in den Arm und schritt nach der Werkstube.

Die ganze Mühle war leer; Gesellen und Dienstleute hatten sich nach der Brandstätte begeben. Er zog die Schleuse, und sogleich stürzte sich das Wasser über die Räder und setzte sie in Bewegung. Dann trat er hinaus auf den schmalen Steg, der über die schäumende Rinne führte, und blieb mitten darauf stehen. „Es ist aus mit uns beiden," rief er, „wir haben unser Recht, und der Herr dort oben hat entschieden, daß es sein Recht nicht wahr!" noch einmal drückte er die Kapsel an die Brust, faßte sie dann mit der Hand und schleuderte sie in die Tiefe. In diesem Augenblick stürzte die Windmühle auf dem Sandberg mit donnerartigem Gekrache zusammen und der Lichtschein von den über dem Trümmerhaufen auflodernden Flammen erhellte die ganze Gegend weit umher. Der Müller stand in einem Glutschein. Noch einen Blick richtete er zum Himmel auf dann stürzte er kopfüber in die brodelnden Wasser.

Das große Rad setzte noch eine kurze Weile stoßend seinen Gang fort — dann stockte es. Das Werk stand still. — — — — —
— — — — — — — — — — —

Walter eilte aus dem Pfarrhause nach der Mühle, um seinem Vater zu sagen, daß Anna in's Leben zurückgebracht sei. Er traf unterwegs Klaus Kipper. „Ihr Vater hat die Windmühle in Brand gesteckt", raunte der ihm zu. „Aber es ist kein Zeuge, außer mir, und ich kann schweigen — wenn ich will." So war der schreckliche Verdacht begründet, den er vergebene abzuwehren versucht hatte.

Am nächsten Morgen, als die Schleuse gestützt wurde, fand man den Müller im Fluß unter'm großen Rade mit zerschmettertem Schädel. Neben ihm, zwischen den Steinen lagen Teile der zerschlagenen Blechkapsel: Fetzen des Pergaments hingen zwischen den Gestelllatten und Brettern des Rades. Niemand im Dorfe zweifelte, daß er selbst dieses Ende herbei geführt habe, aber auch keiner seiner früheren Widersacher wagte ein schmähendes Wort. Es hieß allgemein, er sei verunglückt, als er seine Brandwunden kühlen wollte. Daß er mit eigener Lebensgefahr Anna aus dem Feuer geholt und dieses junge Leben gerettet hatte, vergaß man ihm nicht.

Er war in seiner Art ein sehr braver Mann, sagten die Leute, und in seinem Rechte war er doch gekränkt, obschon zum gemeinen Besten. Hätte der König sein halbes Vermögen gefordert, er würde es nicht verweigert haben, aber sein Recht war seine Ehre, und davon gab er selbst seinem König nichts ab.

Es hat ein Jeder seinen absonderlichen Stolz, meinte der Rentmeister: dafür lebt er und stirbt er. Wenn mir einmal die Kasse nicht stimmen sollte, ich weiß nicht, was ich täte.

Der Oberförster sah die Sache noch von einer anderen Seite an. Wenn man einen neuen Weg durch den Wald schlagen will, äußerte er sich, müssen die alten Bäume fällen.

Der Pfarrer aber tröstete: Gott sieht unsere Herzen.

Freihold hat die Windmühle nicht wieder aufgebaut. Nachdem der Assessor mit seiner Schwester — eine Schwester blieb sie ihm — Teilung gehalten, kaufte er sich in anderer Gegend an

Die Wassermühle übergab Walter einem Pächter Er selbst trat in den Staatsdienst zurück und ist seinem Vaterlande in den schweren Jahren der Befreiungskriege und der Neugestaltung aller bürgerlichen Verhältnisse sehr nützlich geworden. Seine Margarethe hat er nach dem Trauerjahr heimgeführt; sie war ihm bis an sein Lebensende die treueste und liebevollste Gattin. Er ist in hoher amtlicher Stellung verstorben, ohne die Zeit zu erleben, in der vaters Lebensgeschichte erfahren, wie ich sie hier ohne Ausschmückung erzählte.

Kleines Ortslexikon

Von Kurt Kumpies

Mannigfach wie die Natur.
War'n die Namen uns'rer Flur.
Einzig war'n sie in der Art,
Klangen oftmals sehr apart.
Eine Auswahl bringt davon
Dieses kleine Lexikon:

Von Königsberg zum Deimefluß
War „Po" oft vorn und nicht am Schluß:
Powangen, Powunden, Popelken, Pobethen
Powarben, Podellen, Polennen, Polepen,
Pomedien, Powayen, Postnicken, Pogauen,
Pojerstieten, Pogirmen, und Pomauden,
Popehnen, Possindern, Podewitten,
Jeder Ort hat seine Sitten.

Zwischen Insterburg—Gumbinnen
Tammowischken, Groß Trakinnen,
Tarpupp, Jessen, Gerwischkehmen,
Kubbeln, Judtschen, Ballupönen,
Thuren, Trakis und Pendrinnen,
Lepalothen, Lolidimmen,
Stulgen, Luschen, Medukallen,
Sackeln, Laußen und Plimballen.

Kaulen, Kusmen, Kallnehlischken,
Drusgen, Szuggern, Ramonischken,
Schackeln, Jockeln, Sturmen, Brußen,
Plampen, Jodßen, Grieben, Krusen,
Salten, Rucken, Bühlen, Klischen,
Spullen, Tullen und Ußballen,
Lagen all' im Kreis Pillkallen!

Dicht am Städtchen Stallupönen
Lagen Drusken, Lawischkehmen,
Kugsten, Kögsten, Bilderweitschen,
Plathen, Szuggern und Jurgeitschen,
Dumbeln, Kumeln, Nickelnischken,
Mecken, Tutschen, Lauken, Kischken,
Reckeln, Kisseln, Schillupönen,
Wabbeln, Urbßen und Trakehnen.

Tilsit—Ragnit am Memelstrande,
Sköpen, Skören, Raudßen, Bombe,
Kulken, Truschen, Juckeln, Rucken,
Swarren, Bögschen, Prökuls, Drucken,
Gudgallen, Schattern, Kukoreiten,
Petrellen, Sackeln, Baubeln, Baiten,
Klischen, Waaschken, Pupuschienen,
Kindschen, Schustern und Lappienen.

In jedem Kreis gab's solche Namen
Wie Puspern, Plicken, und Zigahnen,
Wilpischen, Jucken, Buddelkehmen,
Aßlacken, Schucken und Parnehmen,
Jurken, Dopken, Babken, Dullen,
Czukten, Wronken und Prsytullen,
Kotzlauken, Stooßnen und Kowahlen,
Plautzkehmen, Brassen und Muldßahlen.
Und zum Schluß das Örtchen Gutsch,
Doch nun weiß ich weiter nuscht!

Eine ermländische Rußland-Heimkehrerin schreibt:

„Auf Einladung der Caritas bin ich nach Hardehausen gefahren. Ich muß sagen, so ein schönes Weihnachtsfest habe ich, wo ich von Hause weg bin, noch nicht erlebt. Nicht gerade wegen der vielen Geschenke, die ich natürlich auch sehr gut gebrauchen kann und über die ich mich sehr gefreut habe, sondern mir haben es am meisten die Feierlichkeiten in der Kapelle und die Predigten und Vorträge angetan. Man konnte das alles so in Ruhe miterleben. Wo ich jetzt am Arbeiten bin, komme ich gar nicht dazu, so etwas mitzumachen. Wir haben vieles gehört, was wir durch die Gefangenschaft vergessen haben. Ich habe mich richtig wohlgefühlt, wenn es auch einige Stunden gab, wo es mir auch schwer ums Herz war, weil ich an frühere Zeiten dachte. Vielleicht verstehen Sie mich. Es war das erste Weihnachtsfest, da mein lieber Vater nicht mehr am Leben ist. Aber man hatte wirklich wenig Zeit, um trüben Gedanken nachzuhängen. Dafür haben all die lieben Menschen in Bardehausen gesorgt. Die Liebe und Güte dort hat uns allen wohlgetan. Ja, das Christkind hat uns in jeder Weise reich beschenkt. Denn es war auch eine richtige Erholung da draußen in der frischen Luft, die ich auch schon so nötig katte. Ich habe wirklich all die schönen Tage meine Sorgen vergessen."
(Aus einem Brief von Frl. Maria Kucklick.)

Eine große Gewinnchance

Große Gewinnchancen bietet Ihnen die 6. Nordwestdeutsche Klassenlotterie. Durch Einlegung von Zwischenziehungen erfolgt jetzt alle 14 Tage Ziehung. Wir weisen besonders empfehlend auf den Prospekt unseres Landsmannes G. Stendel, (20b) Lebenstedt/Braunschweig **hin, der dieser Ausgabe beigelegt ist.**

Hochbetrieb in Angerburg

Angerburg wurde in der Werbung für den ostpreußischen Fremdenverkehr als „Pforte von Masuren" bezeichnet. Die Kreisstadt in fast unmittelbarer Nähe des Mauersees trug diesen Namen mit Recht. Wer die eigenartigen Schönheiten des Landes der „Tausend Seen" auf dem Wasserwege kennen lernen wollte, begann die Fahrt auf einem der kleinen Dampfer, die von der Anlegestelle an dem Aalfang in unmittelbarer Nähe des alten Ordensschlosses, der Angerburg, abfuhren.

Einer der rührigsten Männer im Fremdenverkehr Ostpreußens war der Bürgermeister Lauden-Angerburg. Ob dieser hervorragende Verwaltungsbeamte den Schicksalsgang der Ostpreußen überlebt hat, steht dahin. Unter den Seglern der Grenzmark stand der Sägewerksbesitzer Diplom-Kaufmann Georg Tepper aus Ogonken, (später Schwenten), mit an erster Stelle. Sein Name ist mit dem Eissegelsport Deutschlands untrennbar verknüpft. Einer angesehenen Familie Angerburgs entstammend, sein Vater besaß ein Sägewerk und eine Baufirma in Angerburg, spielte er mit seinem Bruder im öffentlichen und kaufmännischen Leben Angerburgs eine gewisse Rolle. Beide Brüder, hochgewachsene, schlanke und für sportliche Leistungen bestens vorbereitete Männer, brachten alle Voraussetzungen mit, den Eissegelsport auf den masurischen Seen so zu fördern, daß an die Veranstaltung von Eissegelwochen herangegangen werden konnte. Soll noch anderer Persönlichkeiten gedacht werden, die sportlich und organisatorisch die Eissegelwochen ins Leben riefen, so sollen die Namen des Bankbeamten Trzaska und



Wo steckt dieser Mann? Im Bug von Teppers „Silberstreifen". Aufn. (2): Archiv

des Buchdruckereibesitzers Priddat-Angerburg (Bote am Mauersee) unter den andern Eisseglern genannt werden.

Gab es in Lötzen auch begeisterte Eissegler, flitzten Segelschlitten über die Eisflächen des Mauer- und Löwentien-Sees, so erwies sich der Schwenzait-See, etwas abseits vom Mauer-See und mit diesem verbunden, aus den verschiedensten Gründen als das geeignetste Sportgelände. Die Windverhältnisse hatten sich als überaus günstig erwiesen, das ganze Gelände bot alle Voraussetzungen für die Abhaltung der Eissegelwochen. Von Angerburg aus führte die Chaussee zu dem sogenannten Jägerwäldchen und zur Jägerhöhe, und darüber hinaus nach Ogonken. Die Jägerhöhe wurde das Standquartier der Rennleitung, Ogonken der Hafen mit den Instandsetzungswerkstätten.

Der nach und nach größer werdende Fremdenverkehr im Sommer hatte den Bau eines Gästeheims ohnehin gefördert, so daß für die Unterbringung der Segler und der Gäste auch in unmittelbarer Nähe des Sportgeländes Raum zur Verfügung stand. Landschaftlich bot sich den Besuchern ein überaus schönes Bild.

Die erste Eissegelwoche zeitigte das Ergebnis: Erster deutscher Eissegelmeister wurde Georg Töpper, nicht etwa deshalb, weil er nun mal der am Ort ansässige Eissegler war, sondern weil ihm auf Grund seiner erstklassigsten Leistungen der Titel einstimmig zuerkannt werden mußte. Erwähnt muß werden, daß Eissegler aus Riga unter Führung des Sportlers Schwarz unter den Ausländern vertreten waren, woraus sich auch mannigfache freundschaftliche Beziehungen anknüpften. Leiter des Rennbetriebes wurde der Segler Landesrat Dr. Gebauer von der Provinzialverwaltung Ostpreußen, der nicht nur mit Sachkenntnis, sondern auch mit Witz und Humor die ganze Leitung in bewährter Hand hatte. Er war es denn auch, der den Startschuß auf der Angerburger Stadtkanone, einem winzigkleinen Bronzegeschütz, abfeuerte, einer Staatsaktion, der von allen Sportlern und Zuschauern mit größtem Interesse entgegengesehen wurde.

Landesrat Dr. Gebauer ist dem Vernehmen nach als Führer einer Minenflottille an dem Tage gefallen, als seine Beförderung zum Korvetten-Kapitän herauskam. Georg Tepper kehrte in der Silvesternacht 1946 aus englischer Gefangenschaft zurück, fand Frau und Sohn in einem kleinen Zimmer in Plön in Holstein wieder und hat, sein Geschick aufbauend in die Hand genommen. Er erlernte im englischen Gefangenenlager das Tischlerhandwerk und hat heute nach Überwindung aller Schwierigkeiten eine Werkstatt eingerichtet, in der „Masovia"-Bestuhlungen für Theater und ähnliche Räume hergestellt werden. Seine Liebe zum Segelsport hat sich nach Pressenachrichten auch schon wieder ausgewirkt. Mit einem selbstgebauten Boot hat er auf der letzten Kieler Woche wieder fünf wertvolle Preise holen können. Das Sportgelände auf dem Schwenzait-See vermißt er natürlich sehr, da der Plöner-See trotz seiner Größe nicht die klimatischen Voraussetzungen für das Eissegeln bietet. Das bestgeeignetste Eissegelgelände war nun doch einmal der Schwenzait-See.

Diese Tatsache ist seinerzeit von den Sportlern anerkannt worden, wie denn im Jahre 1937 gelegentlich der damaligen Eissegelwoche der Rundfunk einen Großeinsatz startete, dem die Erfahrungen bei den Olympischen Spielen zugrunde gelegt wurden. Bei dieser Gepflogenheit waren von der Sendeleitung nicht weniger als vier Sprecher in Angerburg, fünf Techniker, drei Kurzwellensender, Empfänger, Verstärker usw. tätig. Besondere Marken dienten zur Absteckung der Rennbahn, die in Dreiecksform ausgefahren werden mußte — alles war für die Männer des Rundfunks sehr schwierig, um den Hörern im Reich eine Vorstellung von dem ganzen Betrieb verschaffen zu können. Die Männer des Rundfunks sahen wie die Polarforscher vermummt aus, wie ja denn die Besucher hinsichtlich der ostpreußischen Kälte sich zusätzlich alle möglichen Bekleidungsstücke verschaffen mußten, um den stundenlangen Rennen beiwohnen zu können. Daß einer der Reporter einmal mit der Tepperschen Eisyacht — „Silberstreifen" (die ersten waren von Jahr zu Jahr durch andere ersetzt worden) mitzufahren versuchte, um mit dem Aufnahmegerät ein Gespräch mit Georg Tepper zu führen und die Zuhörer daran teilnehmen zu lassen, sei auch erwähnt.

Wer Gelegenheit hatte, außerhalb der Rennen mit einer Yacht eine der rasenden Fahrten mitzumachen und über die spiegelglatten Eisflächen dahinzusausen, wird bedauern, daß dieser harte aber auch schöne Sport zur Zeit nicht ausgeübt werden kann.

Zum Abschluß der Eissegeltage wurde natürlich auch ein ganz vorschriftsmäßiger Grog verschenkt. Die Segelwochen erweiterten sich von Jahr zu Jahr und vereinten Besucher in großer Zahl zu einem von vielen Sportsfreunden ersehnten Ereignis, das durch eine festliche Veranstaltung ihren Abschluß fand. Die Jugend nahm an den Eissegelwochen ganz besonderen Anteil. Ihr wurde sogar ein besonderes „Rennen der Piraten" gestattet.

„Hals- und Beinbruch, Pech und Schwefel, Mast- und Spierenbruch — ohne dem es ja mitunter auch nicht abging —, war der Gruß auf der Eissegelwoche, wie man ihn oft hören konnte.

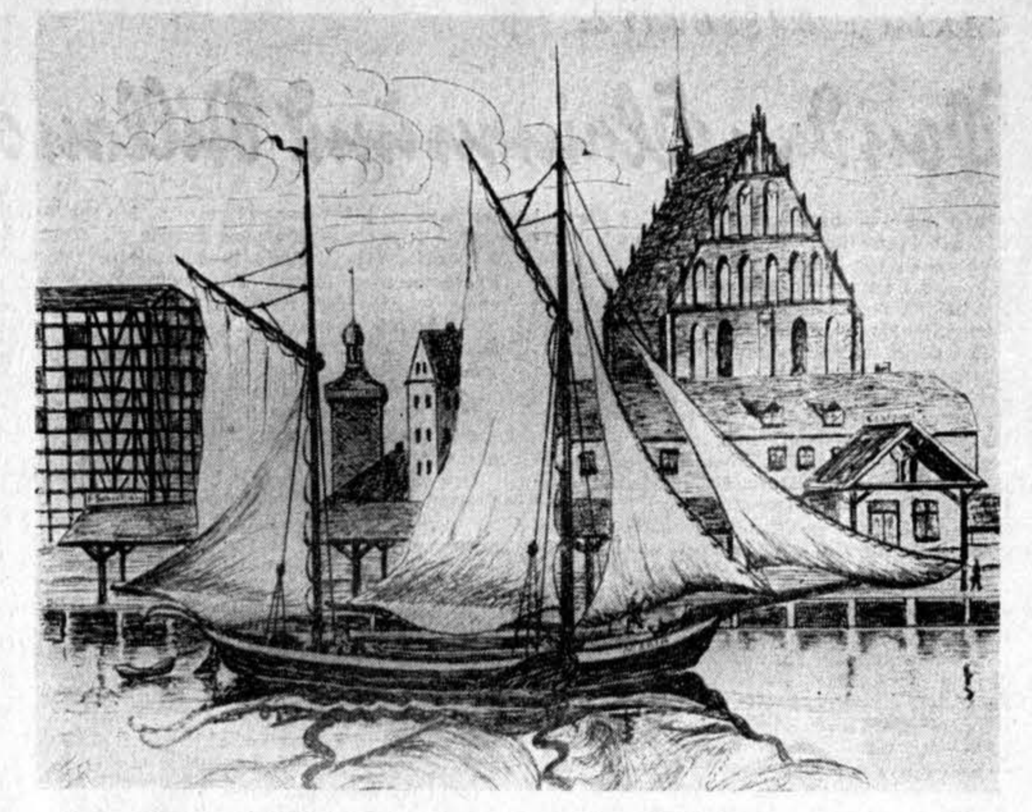
Erich Reichelt



Wie ein Polarforscher vermummt, steht der Rundfunksprecher bei der Eissegelregatta auf seinem kühlen Posten.

Aus Braunsberg und Frauenburg

Wie aus polnischen Quellen hervorgeht, ist die alte ermländische Bischofstadt Braunsberg in den Kämpfen gegen Ende des letzten Krieges zu 90 Prozent zerstört worden. Ihre Kulturdenkmäler sanken in Schutt und Asche. Dicht an der Zonengrenze zum sowjetisch verwalteten Gebiet gelegen, wird Braunsberg nur langsam aufgebaut. Die Stadt ist heute ein Zentrum der landwirtschaftlichen und Forstindustrie ohne kulturelles Leben. — In Frauenburg sind der Dom, der Bischofspalast und das Kopernikus-Museum zerstört. Der kleine Hafen ist im Sommer durch eine Passagierlinie mit Elbing verbunden. — In Tolkemit am Frischen Haff sind die Jakobikirche und einige alte Bürgerhäuser erhalten. In Kadinen auf der Elbinger Höhe ist im Schlosse eine Höhere Landwirtschaftliche Schule untergebracht, zu der eine Fischereischule gehört. In dem Gutsgebäude von Kahlberg wird eine staatliche Keramikschule eingerichtet.



Tolkemitter Lomme im Hafen von Elbing Zeichn.: Heimatbild

Als die Tolkemitter Lommen Steine zangten

Das Frische Haff war die Heimat der Tolkemitter Lommen, die auf den kleinen Bootswerften des westpreußischen Städtchens am Haffufer in altüberlieferter Bauweise ihre solide Form erhielten. Der Lommenbau war von altersher ein eingesessener Gewerbezweig in Tolkemitt, dessen Ursprung noch in der Ordenszeit liegen soll. Jedenfalls haben die Lommen durch Jahrhunderte ihre Bauform und Takelung bis in die neueste Zeit beibehalten und es verdient, als Merkwürdigkeit festgehalten zu werden, daß diese schweren Segelkähne in ihrer Takelung genau mit den Küstenfischerbooten von Island übereinstimmen, eine Parallele, die bisher keine Erklärung gefunden hat.

Als die charakteristischen Fahrzeuge des Frischen Haffs beherrschten die Lommen als ein Ein- und Zweimaster das Haff und die vielen Wasserläufe des Weichsel-Nogat-Deltas. Sie waren keine Fischerkähne, sondern Frachtschiffe. Breit, bauchig, mit schweren Spanten und von geringem Tiefgang beförderten die Tolkemitter Lommen die Backsteine von den Ziegeleien am steilen Lehmufer zwischen Braunsberg und Cadinen. Holzlasten aus den Wäldern ragten über das Deck und wurden weit in die Kornkammer der Weichselniederung geschafft, wo auf dem Rückweg Getreide geladen wurde, das nach Danzig, Königsberg und Elbing in die Silos gebracht wurde.

Die Schiffer von Tolkemitt galten als verwegene Burschen, die ihre flachgehenden Boote kühn beherrschten und durch das Pillauer Tief weit auf die See hinaus führten. Man sah die Lommen an der Küste des Samlandes in Sichtweite von Cranz oder Rauschen die großen erratischen Steinblöcke vom seichten Seegrunde herauf „zangen", eine schwere und nicht ungefährliche Arbeit, zu der sich diese Fahrzeuge wie keine anderen eigneten. Für die Badegäste war ein solches „Steinzangen" der Tolkemitter Schiffer jedesmal ein vielbestauntes Ereignis. Wenn aber inmitten ihrer harten Arbeit die Lommen eilig ihre Segel setzten und die schützenden Häfen von Pillau oder Neukuhren zu erreichen suchten, konnte man sicher sein, daß bald Sturm aufkam, vor dem die Lommen auf der Hut sein mußten, wollten sie nicht auf die steinige, flache Küste aufgetrieben werden. — Und sie verstanden zu segeln „wi de Düwel", die dickbauchigen, schweren Lommen und bewiesen Eigenschaften und Geschwindigkeiten, die man den behäbigen Booten auf den ersten Blick nicht zutraute.

Emka.

MICHEL POSINGIS †

Seitdem wir von der Vogelwarte Rossitten 1929 die Windenburger Ecke „entdeckt" hatten — nämlich für die Vogelforschung —, hat dieser Platz eine von Jahr zu Jahr wachsende Bedeutung erlangt. Das verdanken wir nicht nur den wundervollen Möglichkeiten für Massenbeobachtung und Massenfang in diesem „Sackbahnhof" des herbstlichen Vogelzugs an der Ostseite des Kurischen Haffs, sondern auch dem Umstand, daß hier der richtige Mann am richtigen Platz saß.

Michel Posingis, geboren am 26. April 1887 in Wowerischken im Memelland, war nach Ausbildungsjahren (als Zimmermann) in Tilsit und Greifswald 1924 dorthin als Leuchtfeuerwärter versetzt worden und widmete sich mit Eifer und Geschick dem Aufbau der Fanganlagen der Vogelwarte an dieser Außenstation und dem Fang der Vögel zu Beringungszwecken. Erstaunlich, wie zart der starke, scheinbar grobhändige Mann mit den kleinen Geschöpfen umzugehen wußte und wie er mit überdurchschnittlichem Geschick sich der ihm gestellten Aufgaben annahm. Wir haben ihm zur rechten Zeit jeweils auch Mithelfer schicken können, denn obwohl im Notfall auch Frau und Kinder zur Hand waren, so konnte an wirklich guten Tagen ein einzelner diese Fänge nicht bewältigen. Er stellte sich auch in den Dienst besonderer Orientierungsversuche (Versuche über den Zug des Stars durch Versendungen von der Windenburger Ecke nach Breslau und Dresden 1934).

Vielleicht gibt es unter uns niemand, der eine solche Zahl lebender Vögel gefangen und freigelassen hat wie Posingis mit seinem jeweiligen Helferstab: Ein Überschlag läßt schließen, daß diese Zahl seit 1929 den Betrag von 80000 überschritten hat; allein 1935 waren es über 15 000. Kein Wunder, daß eine entsprechend große Zahl wichtiger Rückmeldungen erzielt wurde, ein kleiner Anteil übrigens auch mit Ringen Kaunas, dem Posingis bis 1938 als Leuchtfeuerwärter unmittelbar unterstellt war; die weitaus meisten aber mit Rossittenringen, wie wir aus Friedrich Tischlers großem Lebenswerk „Die Vögel der Provinz Ostpreußen und seiner Nachbargebiete (1941)", aus den Veröffentlichungen der Vogelwarte und aus einigen eigenen Arbeiten entnehmen können.

Zahlreiche Ornithologen aus Deutschland haben nicht versäumt, von Rossitten aus das Haff zu überqueren und diesen seltsamen Platz und diesen seltsamen Mann kennenzulernen — um stets reich an tiefen Eindrücken zurückzukehren, wozu die Persönlichkeit des nunmehr Entschlafenen das Ihre beitrug. Er wurde von der Albertus-Universität in Königsberg als würdig zur Aufnahme in den Preußischen Forschungskreis befunden. — Auch ihm blieben die Tage großer Not nicht erspart. Er mußte fliehen, im Herzen die Sorge um den einzigen Sohn, von dem er nie mehr Kunde erhalten sollte, und kam mit Frau und Tochter in das dänische Lager Oxböl. Dort war ihm seine Zimmermannskunst nützlich und er leitete die Werkstatt im Scheibenhof. Es gelang uns, ihn 1947 an den neuen Dienstsitz der Vogelwarte zu bringen und als technische Kraft für Tischler- und Zimmermannsarbeiten einzusetzen. Die Vogelwarte hatte solche Hilfe zur Neueinrichtung in Schloß Möggingen dringend nötig.

Nun, in dem Monat, da sich die Gründung der Vogelwarte zum fünfzigsten Male jährt, ist unser langjähriger und erfolgreicher Mitarbeiter, 5 Tage nach seinem ersten Schlaganfall, am 11. Januar 1951 entschlummert. Wir betteten ihn drei Tage später an einem sonnigen Wintertag in dem kleinen Bergfriedhof des Dorfes Möggingen, angesichts der Hegauberge und der Alpen, eine Stunde vom Bodensee. Die Gruft war nach ostpreußischer Sitte mit Fichtengrün ausgeschlagen, und während Turmfalk und Bussard ihre Kreise zogen, riefen wir Posingis den Dank der Vogelwarte nach.

Dr. Schüz,
Leiter der Vogelwarte Radolfzell, vormals Vogelwarte Rossitten, der Max-Planck-Gesellschaft.

Schwieriger „Verschmelzungsprozeß"

Von polnischer Seite wird darüber Klage geführt, daß der angestrebte „Verschmelzungsprozeß" zwischen den zurückgebliebenen Deutschen im Kreise Bartenstein und den neu zugewanderten Polen auf unvorhergesehene Schwierigkeiten stoße. In Nikolaiken in der Woiwodschaft Allenstein sei es zu Unzuträglichkeiten zwischen den alten und neuen Bevölkerungsteilen gekommen. Eine große Schwierigkeit bereite der Umstand, daß die alteingesessene Bevölkerung — von den Polen als „Autochthone" bezeichnet — die polnische Sprache nur sehr schlecht beherrsche. — Aus weiteren Berichten geht hervor, daß trotz der angestrengtesten Bemühungen, den polnischen Charakter des Landes Masuren herauszustellen und jede Spur der deutschen Vergangenheit auszumerzen, gerade hier ein sehr geringer Erfolg festgestellt werden mußte.

CARLA v. BASSEWITZ:

Von den Kleinen und Stillen aus der Heimat

Wie sehr gehören zum Bilde der Heimat alle die Menschen, die dort mit uns zusammen gearbeitet haben!

Im Lauf der Jahre gab es wohl mal Ärger auf beiden Seiten — in welcher menschlichen Gemeinschaft wäre das nicht! Und er käme selbst dann wieder, wenn wir in die Heimat zurückkehren würden. Aber gemeinsames Leben bindet, und das Gute und Fruchtbare, das wirklich vorhanden war, tritt in der Erinnerung um so strahlender hervor.

Ein gutes und fruchtbares Arbeiten ist es tatsächlich mit der ostpreußischen Landbevölkerung. Bei aller Derbheit und einer gewissen Schwere — diesem Menschenschlag eigen — sind sie aus Herzensfreundlichkeit „verständigen" Menschen — gilt vielfach bei uns als „Maulfaulheit" und Unhöflichkeit. Ihr rastloser Fleiß und ihre Anspruchslosigkeit sind beileibe nicht mit Unkultur zu verwechseln. Wie manche Familie wissen wir, deren einzige überfüllte Stube immer behaglich war, deren viele lebhafte Kinder stets „wie die Puppen" angezogen gingen, wenn die junge Frau auch den unmodernen Haarknoten trug — und keine moderne Frisur —, deren mehrstimmiger Gesang wie ein gut geleiteter Kirchenchor aus den niedrigen Fenstern über die Dorfstraße schallte . . .

Und — „so 'ne, wo nuscht taugen", die gibts ja auch in andern Teilen Deutschlands — ebenso wie „dammlige"!

Nicht von dem intelligenten und redegewandten Arbeiternachwuchs auf unseren Höfen will ich heute sprechen. In diesen Tagen ist mir eine von den Stillen und wenig Beachteten immer wieder vor Augen getreten, die eng mit unserem täglichen Leben, mit seinen Sorgen, seinem Ärger, und ach — auch mit seinem Glück — verbunden war, eine Scharwerkerin, unsere Minna.

„Scharwerker" sind in Ostpreußen diejenigen Hilfskräfte, die ein Landarbeiter in die Arbeit des Betriebes schickt, dem er durch Vertrag verpflichtet ist, und für die er Deputat, Lohn und Wohnraum erhält. Manche sehr wirtschaftlichen Frauen nahmen, um mit mehr Deputat hausführen zu können, zu den eigenen noch fremde Kinder an und schickten sie nach der Konfirmation in die Landwirtschaft.

Ein solches Kind war Minna. Sie lebte in einer unserer ältesten Arbeiterfamilien, die schon seit Generationen im Dorf saß, und „mit allen" verwandt war. Minna hieß bei den richtigen Kindern ebenfalls „die Schwester". Sie war klein, stämmig, mit einem verschmitzten Lächeln in den Augenwinkeln. Mit den ganz Schlauen, die immer alles zuerst und ganz genau wissen — da kam sie nie mit.

Wie genau sehe ich sie vor mir in der Schar der Arbeiter: sei es gut vermummelt in hohen „Schäften" auf weißer hartgefrorener Schneedecke Mist streuend — — sei es bei strahlend heißer Sonne auf den hügeligen Schlägen Roggen bindend, wenn „angehauen" wurde — sei es beim Kartoffellesen in der frischen klaren Herbstluft, wenn es nach feuchter Erde und dem Rauch der abbrennenden Deiche roch — sei es beim Abstaken und Schroten auf Hof und Futterspeicher, immer ruhig und gleichmäßig, auch bei Hochbetrieb — und schließlich — — im Geflügelstall!

Hier war sie einfach unsere Rettung, wenn manchmal die Wogen der Arbeit über dem vielbeschäftigten Mamsellchen zusammenschlugen. Wie beruhigend, zu wissen, daß dann jemand da war, der mit dem Federvieh Bescheid wußte. Solche Menschen bedeuten viel für große Betriebe, und sind sehr wichtig — auch wenn sie von der übrigen Jugend „e beetke dammlig" genannt werden.

Da waren Geburtstage in der Familie, mit vielen fröhlichen Gästen, die oft gleich über Nacht blieben, wie man das in Ostpreußen liebt — da war das herbstliche Entenschlachten, das vieler rupfender Hände bedurfte — das Federnreißen zum Nachschütten der vielen Ober- und Unterbetten — Schweineschlachten, Sauerkrautmachen, Einwecken und Saftkochen — ja und dann die Kindtaufen und Hochzeiten in der Familie. Nicht zu vergessen die Trauerfeiern, bei denen niemand, der ans Grab ging, unbewirtet heimkehren durfte — und dann Krankheit oder Urlaub bei den Küchenmädchen.

Minna zog dann ein in den Geflügelstall am Obstgarten hinter den alten Kastanien, sang laut bei ihrer Arbeit, daß man es bis zum Hause hörte — und Forke um Forke voll Mist flog zur Stalltür hinaus. Danach wurde das Pflaster schön sauber gefegt — dann hingen die Rüben zum Picken von den Querstangen, die Tränkeimer auf ihren Holzbänkchen waren voll sauberer Magermilch, das Weichfutter schön krümelig mit Schrot vermischt, und der Futterautomat mit Körnern gefüllt. Es war ein Vergnügen!

Aber das dauerte nie lange. Zog sich der Urlaub eines Küchenmädchens über 14 Tage hin, dann wurde Minna „glubsch". Sie arbeitete langsamer, ihr Lächeln schwand dahin und statt Gesang ertönte gelegentlich ein Brummen unter dem Kopftuch hervor.

„Na Minna", sagte ich dann, „möchten Sie lieber wieder auf dem Hof arbeiten? Es ist Ihnen wohl zu einsam allein?" Bei diesen Worten strahlte sie sichtlich, trotzdem man leider sagen muß, daß die Dorfjugend sich nicht sehr um sie kümmerte — und ich ließ sie ablösen!

Wie es dann so geht — Minna hatte doch ihre Freunde, und bekam ein Kind von einem jungen Arbeiter, der rührend gutmütig, aber **auch kein Kirchenlicht und deshalb gleich** ihr etwas alleinstehend unter den andern war. Unser Kesselwärter meinte zu diesem Ereignis. „Da werden ja foorts die reinen Professoren geboren!" Das kleine Professorchen wurde aber von Minnas Pflegeeltern nicht behalten, sondern in der Stadt in Kost gegeben. Minna äußerte sich nicht dazu, jedenfalls ist darüber nirgends berichtet.

Eines Tages aber ging es wie ein Lauffeuer durchs Dorf: „Minna will kündigen!" Niemand wollte es glauben, niemand konnte sich das vorstellen!

Der „Erste" nahte. Und siehe, am Abend des 31. tappten vorsichtige „Schlorren" bis zu meines Mannes Arbeitszimmer, wurden dort abgesetzt, und Minna trat auf lautlosen, schafwollenen Socken mit höflichem „Guten Abend" ein.

„Guten Abend, Minna!" sagte mein Mann etwas in Gedanken — vergraben in Aktenstücke, an denen er arbeitete. „Na, was gibts denn?"

„Ich mecht nur sagen —", kam die Antwort, „ich mecht kindigen!"

Mein Mann legte ein Aktenstück auf das andere und nahm die Lesebrille ab.

„Warum denn, Minna?"

„Ich mecht heiraten."

Nun legte mein Mann sogar den Füllfederhalter aus der Hand vor Staunen. „Wen wollen Sie denn heiraten, Minna?"

„Da kommt einer von oberwärts und will mich heiraten."

„Wie heißt er denn, und woher kommt er richtig?"

„Das weiß ich nicht, aber er kommt von oberwärts und will mich heiraten."

„So, Minna?" sagte mein Mann, der wohl übersah, was für ein böses Spiel da mit dem armen Mädchen getrieben werden sollte, in der knappen und sachlichen Art, die nie ihre Wirkung verfehlt, wenn echtes Wohlwollen dahinter steht: „Dann will ich Ihnen mal was sagen! Bis er ankommt, bleiben Sie hier und kommen in Arbeit. Wenn er da ist, können Sie gehen. Auf Wiedersehen, Minna!"

„Auf Wiedersehen", sagte Minna und ging nach Hause.

„Der von oberwärts" ist nie gekommen, und Minna blieb bei uns bis zum bitteren Ende. Seit der Zerschlagung unseres Trecks durch die Russen weiß ich nichts mehr von ihr. Keiner von den anderen aus unserem Dorf, die ich später wiederfand und die mir heute noch schreiben, hat von ihr — und ach, auch von den weiteren Vielen, die wir noch vermissen, je wieder etwas gehört.

Das Schicksal dieser stillen, fleißigen Menschen, schuldlos aus ihrem bescheidenen Heim, von ihrer auskömmlichen Arbeit weggerissen, verschollen in Eis und Schnee, Wasser und Feuer, Kampf und Elend — schreit in endloser Anklage zu Gottes Himmel empor.

Keiner aber wird von meinen Kindern und mir vergessen werden. Sie gehören zum Bilde der Heimat.

Die Sintflut

von Walter Rievers.

Bevor wir Kinder nach Erreichung der höheren Klassen in die Stadt in Pension kamen, wurden wir von Hauslehrern unterrichtet. Eine ganze Reihe von ihnen zog durch unser Haus, gute und weniger gute. Der wertvollste war ohne Zweifel ein junger Kandidat der Theologie, etwas schüchtern und zurckhaltend zwar, peinlich korrekt, von fast mädchenhafter Empfindlichkeit gegen jedes unpassende Wort. Aber ein ausgezeichneter Lehrer und angenehmer Hausgenosse. Er hatte schon seine liebe Not mit uns wilden Rangen und erlebte bei seinem Bemühen, uns Anstand und Sitte beizubringen, so manche Enttäuschung. Doch wir hingen sehr an ihm. Auch außerhalb der Schulstunden beschäftigte er sich viel mit uns, obgleich er jede freie Minute zur Vorbereitung auf seine Staatsprüfung benutzen mußte.

In einem großen Mansardenzimmer des alten Gutshauses wurde der Unterricht abgehalten. Eine altertümliche Balkendecke, nur aus einfachem Bretterbelag bestehend, nicht mehr sehr fest gefügt, trennte den Raum vom darüberliegenden Hausboden, auf dem unter anderen auch immer ein kleiner Vorrat Körnerfutter für das Federvieh, auch Kleie zum Nudeln der Gänse lag. Von dort holte die alte „Schwartsche" den täglichen Bedarf für die Mamsell herunter, der die Sorge um den Geflügelhof oblag.

An einem Vormittag hatten wir drei Geschwister Religionsstunde. Der Herr Kandidat trug sehr lebendig und anschaulich die Geschichte von der Sintflut vor, erzählte wie der Himmel seine Schleusen öffnete, erst zaghaft tröpfelnd, dann stärker regnend, immer noch stärker und schließlich in nicht endenwollenden Wolkenbrüchen die ganze sündige Erde überschwemmte, alles Lebende vernichtend.

In fieberhafter Spannung lauschten wir der aufregenden Schilderung. —

Plötzlich fiel ein Tropfen auf das aufgeschlagene Buch des Kandidaten — dann noch einer — und noch einer — dann ein feiner Strahl — und endlich ein starker Guß gelblicher Flüssigkeit klatschte auf den Tisch, uns alle mehr oder weniger bespritzend. Besonders aber den Kandidaten.

Entsetzt sprangen wir auf, um aus dem Regen herauszukommen — der versiegte aber schon wieder.

Der Herr Kandidat starrte verständnislos zur Decke. An ihr glitzerten noch einige Tröpflein.

„Die Sintflut — — die Sintflut!" kreischte aufspringend mein älterer Bruder, sich lachend auf die Schenkel schlagend, rannte zur Tür hinaus, knallte sie zu und stürmte polternd die Treppe hinauf.

Der Herr Kandidat legte sich trocken. Auch meine Schwester und ich bereinigten uns, noch ganz verwirrt von dem ungewöhnlichen Ereignis.

Da raste auch schon mein Bruder mit Donnergepolter die Treppe wieder herunter, riß die Tür auf und schrie, fast berstend vor Lachen: „Die Schwartsche hat in die Kleie gepinkelt!" — Und raus war er wieder.

Der Herr Kandidat war noch so erschüttert, daß er die eigenmächtige Entfernung meines Bruders und seinen derben Ausdruck zu rügen vergaß. —

Die gute alte Schwartsche hatte die Folgen ihrer unbesonnenen Handlung gewißlich nicht vorausgesehen. Sie hatte sich entweder in der Aufnahmefähigkeit der trockenen Kleie für Flüssigkeiten getäuscht oder im Volumen ihrer Blase. Und so wurde der arme Kandidat so häßlich getauft.

Schüchternd und errötend schilderte er auf Befragen meiner Mutter den Vorfall. Er sagte: „Zuerst glaubte ich an ein Kätzchen — aber die Masse war denn doch zu groß."

Meni Vater lachte sich fast krank.

Und nun die Augen . . .

Nachdem die „Warte" zwei Aufsätze humoristischen medizinischen Inhalts gebracht hatte, will ich nun meine Erfahrungen in der Kunst der Optik sprechen lassen. Dies muß ich mit dem bekannten Motto einleiten:

„Ohne Brill is nuscht to moake un ohne Pinksnee keen Sinndag".

Es liegt aber doch ein tiefer Sinn darin, wenn ein alter müder Mensch, dessen Sehvermögen abnimmt, halb lächelnd seufzt: „Ohne Brill is nuscht to moake", und es ist schön, wenn man dann ein bißchen mitsorgen und helfen kann.

Oft traf ich, in einer leeren Zigarrenkiste oder Schublade suchend auf eine „Erbbrille", von der die Besitzer behaupteten, sie müsse passen, weil der selige Großvater sie bis zu seinem Tode benutzt hätte, und der habe auch, so wie die ganze Familie blaue Augen gehabt. Die Scheren dieser alten Brillen waren meist mit einem fettig schafwollenen Schnürchen zusammengebunden, damit sie nicht hinter den Ohrmuscheln fortrutschen sollten. Der alte Quednau, der mit über siebzig Jahren noch die Jährlinge im Fohlenstall fütterte, trug zu diesem Geschäft immer eine Brille auf der Nase. Ich glaube, daß er sich das angewöhnt habe, um die Augen vor Staub zu schützen. Als ich aber bemerkte, daß gar keine Gläser in den Umrandungen waren, fragte ich ihn nach diesem wunderlichen Umstand und erhielt die Antwort: „Die Tochterkinder sagen: Opa, ohne Brill siehst so nackicht aus".

Als ich unsern alten Schäfer fragte, ob mit seinen Augen alles in Ordnung sei, ob er nicht eine neue Brille benötige, meinte er: „Mit de Ooge, dat jeiht je noch — de Ooge sinn so wie se wäre — ower de Brill häft sek verändert".

Der alte Kofske, der sich längst hätte ein Augenglas anschaffen müssen, antwortete verächtlich: „Was soll ich mit son Dings — lesen brauch ich nich. Ich hab man son terretnen Kalender, der is all drei Jahr alt, der stimmt nich mit dem Licht. Wenn ich dem Mondche bekick, der stimmt immer, aber der ol Kalender, der weet von garnuscht".

Nicht nur aus dem Dorf, nein, auch aus den Gutshäusern weiß ich derartige Geschichten zu erzählen. Ein alter Herr, der als Sommerbesuch bei uns war, hatte auf dem Frühstückstisch seinen zusammengeklappten Kneifer im kleinen Lederetui liegen. Treff, unser Hühnerhund, wedelte neben ihm, um eine kleine Gabe bettelnd. Der alte Gast freute sich, daß Treff ein Stück Brot nach dem andern schnappend auffing, und plötzlich hatte er das braune Ledertäschchen mitsamt dem Kneifer verschluckt. Die Verzweiflung des Gastes war groß, aber er mußte doch lachen, als sein Gegenüber, der sechsjährige Ferdi, meinte: „Das ist fein, nun kann der Treff sehen, wie es in seinem Bauch aussieht".

Der Sohn unseres Nachbarhauses war eifriger Rennreiter. Da er seine Erfolge gern zum Besten gab, rief er eines Tages stolz in unsere Tafelrunde: „Hürdenrennen geritten — drei mal gestürzt — Monokel nicht verloren".

Aus meiner Mutter Jugendzeit entstammt noch die Erinnerung an den alten Grafen, der, sehr menschenscheu, sich in seinem Hause einschloß, sobald Besuch vorfuhr. Da trabte eines Sonntags eine Schar junger Reiter und Reiterinnen aus allen benachbarten Gutshäusern verabredeterweise vor das alte Herrenhaus, aus dessen Leere die Stimmen mindestens acht großer und kleiner Hunde erschollen. Die Pferdenasen stießen an die niedrigen Fenscherscheiben, frohe, lachende Reiteraugen versuchten, durch die Gardinen zu spähen. Richtig — der alte Junggeselle war selbst neugierig. Er schob den Vorhang ein wenig zur Seite und schaute durch sein Monokel gegen die Fensterraute. Das Einglas aber hing an einem dünnen rundgebogenen Zopf von lebendem Haar, das wuchs aus dem silbergrauen Kinn des alten Grafen heraus. —

Beim Monokel sowie beim Kneifer fiel mir das herrliche plattdeutsche Gedicht ein, das, von einem unbekannten Königsberger gedichtet, um das Jahr 1885 uns Ostpreußen begeisterte:

> Als bi de groote Harwstmanöver
> Prinz Albrecht käm so beetke räwer,
> to sehne, ob wi't ok verstoahne,
> dem Ruß di Bixe voll to schloahne —"

dann klingen mir noch die herrlichen Reime zu:

> „Is tweeschläprich de Näseklemm,
> denn segge se Pinksnee up em,
> will eener man een Oog riskehre,
> denn dohnes dat Monokel titulehre".

Wer verhilft mir zur Vervollständigung dieses Gedichtes, das zu unseren sehr seltenen wahrhaft gelungenen plattdeutschen Dichtungen gehört? Das darf nicht vergessen werden.

Erminia v. Olfers-Batocki,
aus Tharau/Ostpr.,
zur Zeit Bad Harzburg, Schmiedestr. 11.

Ermländisches Jugendtreffen

In der Karwoche treffen sich ermländische Jungen und Mädel in Schüren bei Meschede-Sauerland, um gemeinsam mit Diözesan-Jugendpräses Lettau die Liturgie der Kar- und Ostertage zu erleben. In einzelnen Arbeitskreisen werden sie sich mit Problemen unserer Zeit beschäftigen. Ein ähnliches Treffen ist für die Pfingsttage auf Burg Gemen geplant.

SUCHANZEIGEN

Königsberger! Georg String, geb. 25. 7. 85. Sattlermeister in Königsberg, Sackheim 94. Auf der Flucht im März 1945 in Danzig verschleppt. Juli 1945 zuletzt in Ponarth gesehen worden. Nachr. erbittet Frl. Frida String in Salzhausen 181 üb. Lüneburg (24 a).

Fritz Koslowski, Schmied, etwa 40 Jahre alt, geb. in Ostpr., war Jan. 45 noch bei der Schichauwerft in Kbg. tätig. Kann auch im Jan. 45 zum Volkssturm einberufen worden sein. Nachr. erb. Ernst Rosteck, Tornesch i. Holst., Kreis Pinneberg, Friedrichstr. 34.

Gesucht wird: **Bruno Block** aus Kbg.-Cosse, 45 Jahre alt, dienstverpflichtet bei der Schichau-Werft in Kbg. Ist noch im März 45 in Volkssturmuniform gesehen worden. Nachr. erb. Ernst Rosteck, Tornesch i. Holst., Kr. Pinneberg, Friedrichstraße 34.

Luckenbach, Käthe, geb. 8. 6. 10 Gr.-Baitschen, Kr. Gumbinnen, evakuiert nach Tulfnick, Kr. Osterode. Seit Jan. 45 vermißt. Wer war mit meiner Schwester zusammen und kann mir Angaben über ihren Verbleib geben? Margarete Wunderlich, Volpriehausen, Kreis Northeim.

Hans Porbacknik aus Allenstein, fr. beschäftigt beim Glasermeister Ramlow. Ges. von Hermann Sabrowski, (22 c) in Lindlar/Köln, Klosterstr. 24 (fr. Allenstein).

Bitte um Auskunft über meinen Mann **Gustav Kolzau,** geb. 19. 10. 1914, Heimatanschrift Wolfshagen, Kr. Rastenburg/Ostpreuß. Letzte Nachr. Januar 1945 aus der Nähe Aachens. Um Nachricht bittet Margarete Kolzau, (23) Vierden, Post Scheeßel, Bez. Bremen.

Wer kann Auskunft geben über unseren Sohn, Gefreiter **Walter Bolowski** aus Elbing/Westpr., geb. am 4. 6. 1923. Letzte Nachricht war 11. 2. 1944 von Narwa/Nordrußld. Feldp.-Nr. 30 069B, Feldherrnhalle. Für jede Nachricht ist dankbar Familie August Bolowski, (14 b) Tuttlingen, Möhringer Straße 2.

Suche meinen Mann, den Volkssturmmann **Fritz Hoppe,** früher Schneidermeister in Königsberg-Pr., Steindamm Nr. 178. 1945 im russ. Gefangenlager Georgenburg bei Insterburg gesehen worden. Frau Johanne Hoppe, (20 b) Langenhagen üb. Herzberg/Harz.

Wer gibt Auskunft über meinen Bruder Obergefr. **Max Kelbert,** Linde, Gerdauen/Ostpr., geb. 13. 4. 1916, Feldp.-Nr. 33 240 E, letzte Nachricht April 1945 Lazarett bei Stettin. Erna Kelber, Remscheid-Lennep, Kölner Straße 40.

Wer weiß etwas über das Schicksal von **Foto-Krauskopf,** Königsberg, und **Kilian Koll,** Nikolaiken. Wo befinden sie sich? Nachricht erbittet Gertrud Kern, Bremen, Deichstraße 3.

Wer kann Auskunft geben über den Obergefreiten **Emanuel Strebel aus** Lindenberg bei Tannenberg Ostpr., geb. 27. 7. 08, Feldp.-Nr. 17 285, bei Sewastopol-Krim im Mai 1944 vermißt. Siegesmund Strebel, Berhshausen 52, (20 b) üb. Duderstadt i. Hann.

Hausangestellte Hedwig Neumann aus Frauenburg und deren Angehörige (zuletzt in Danzig, Febr. 45) werden gesucht von Stadtoberinspektor i. R. Hermann Hoppe, (24 b) Großrhüden b. Seesen, Haus 45, früher wohnhaft in Elbing, Wegmannstr. 6.

Lehrer Walter Sand, geb. 6. 7. 87, Kbg., Ritterstr. 28, zuletzt Johanna-Ambrosius-Schule, Luisenallee. Nachr. erb. an Dr. Walter Sand, Kiel-Elmschenhagen, Tiroler Ring 423.

Ges. wird Bäckermeister **Rudolf Frohwerk** mit Frau und 4 Kindern aus Gr.-Mausdorf, Gr-Werder, Danzig; ferner Landwirt **Karl Funkat,** geb. 15. 4. 94, aus Vormwalde, fr. Antbudupönen, Kreis Schloßberg. Der Treck war bis Jan. 45 in Parmehnen, Kr. Wehlau, evakuiert. Wo blieb der Treck? Auskunft erb. Emmi Frohwerk, Ratheim, Bez. Aachen, Bahnhofstraße 22.

Wer kann Auskunft geben über das Schicksal des Gastwirtes **Carl Urban,** geb. 24. 1. 67, aus Absteinen, Kr. Pogegen, Memelland? Mein Vater befand sich am 10. 2. 45 im Städt. Krankenhaus Karthaus. Da das Krankenhaus geräumt werden sollte, wurde er in einen bereitstehenden Omnibus mit der Aufschrift „Stadt Marienburg" gesetzt. Seither fehlt jede Spur. Wer war der Autobusführer? Wo sind die Schwestern und Ärzte des Krankenhauses Karthaus? Wo sind die übrigen Kranken hingekommen? Für jede Auskunft dankbar! Nachr. erb. an Elise Urban, Markersreuth 9, Post Münchberg.

Emil Dedat, geb. 9. 10. 87 in Kbg. Wohnung: Kbg., Claßstr. 19 I., Beruf Lehrer. Er hatte die Verwaltung der Küche im Rathauskeller. Geriet in russ. Kriegsgefangenschaft und soll in der Umgebung von Kasakastan sich aufgehalten haben. Welche Heimkehrer kennen ihn und sind mit ihm zusammengewesen? Jede Nachr. erbeten an Frau Anna Dedat, Plön, Rosenstraße 22 (Holst.).

Margarete Heinemann, geb. 7. April 1883, wohnhaft in Juditten, Waldstraße 21. Letzte Nachricht von Januar 1946 aus Altersheim Kummerau-Königsberg. Wer weiß etwas über ihren Verbleib oder Tod? Nachricht an Ob.-Reg.-Rat a. D. Moritz Heinemann, Burg a. Fehmarn, Staakensweg 44.

Wer kann Auskunft geben über meinen Mann, **Pfarrer Bruno Altenburg,** Großgarten, Kr. Angerburg, (Kraftfahrer der 3. Kraftfahrer-Ers.-Abt. 1 Osterode), geb. 18. 8. 1905. Nachr. erbittet Charlotte Altenburg geb. Schmissat, Bollensen, Kreis Northeim.

Suche **Erich Schönfeld** und seine Eltern aus der Hufenbrauerei Kbg. Schönfeld ist im Sommer 45 mit seiner Frau und drei Kindern sowie seinen Eltern zu Fuß von Kbg. fortgegangen. Letzte Nachricht stammte aus Rheinland-Westfalen vom Jahre 46. Nachr. erb. Albert Seidler, Duderstadt, Marktstr. 6.

Wer kann Auskunft geben über meinen Mann, den Volkssturmmann **Johannes Trochiem,** Amtsgericht Kbg. Zuletzt gesehen worden am 7. 4. 45 in Kbg., Berliner Straße. Geb. am 1. 7. 1880. Nachr. erb. an Anna Trochiem, (10) Rochlitz (Sachsen), Leipziger Straße 18.

Anni Jakubowski, geb. Loerzer, aus Heiligenbeil (Ostpr.), Ehegatte Katasterinspektor (Hugo?) Jakubowski. Ob der Name vielleicht verdeutscht wurde, ist unbekannt. Nachricht erbeten an K. Gromsch, Pfr. i. R., (13a) Sparneck Oberfr., Kr. Münchberg.

Gesucht wird **Fritz Pogorssetski** aus Amalienhof, Kreis Ebenrode (Ostpr.), von Albert Wolter, Wessenstedt über Ebstorf, Kr. Uelzen.

Kameraden d. Feldp.-Nr. 22 298 E! Naumann, Werner, Gefr., geb. 15. 8. 1923 in Königsberg/Pr. Letzter Wohnort Königsberg/Pr., Am Fließ 10. Wer weiß etwas über sein Schicksal? Letzte Nachricht Anfang Januar 1945 von Malwen zwischen Schloßberg u. Gumbinnen. Nachr. erbittet Erich Naumann, Itzehoe/Holst., Breitenburger Str. 8.

Hauptmann d. R. **Karl Pietsch** aus Bischofsberg/Ostpreußen, zuletzt Allenstein, Infanteriekaserne. Nachricht erbittet Maria Mühmelt, Merl/Mosel 235.

Achtung Königsberger! Wer kann mir Auskunft geben über den Verbleib meines Bruders **Günter Lange,** geb. 17. 1. 1930 in Königsberg, letzter Wohnort Königsberg, Drummstr. 3, II.? Letzte Nachricht vom 17. 1. 1945 aus Königsberg. Auskunft erbittet Gerhard Lange, Werkstein üb. Aachen, früher Thälmanstraße 39.

Beyrau, Hans, aus Gumbinnen-Ostpr., Uffz., FP.-Nr. 44 757 B, 4. Luftw.-Feld-Div., vermißt Witebsk Juni 1944, wird gesucht von Karl Beyrau, (22 b) Kirchheimbolanden/Rhld., Am Wehrgang 4.

Bei Kämpfen um Marienburg-Westpr. (Galgenberg) Januar 1945 **Landwirt Georg Jarke** aus Klettendorf bei Marienburg vermißt. (Volkssturm). Sachdienliche Nachrichten, Anhaltspunkte erbittet Alfred Jarke, Stade a. d. Elbe, Thunerstraße 2.

Wer kann Auskunft geben über das Schicksal des Feldwebels **Eduard Wagner,** geb am 20. 12 94 in Lenzen, Kr. Elbing, Westpr. Letzte Anschrift: Landesschützenbataill. 4/209 Graudenz, Festung Courbiere. Kameraden, wer war mit ihm zusammen? Nachricht erbittet: Eduard Kuhn, (23) Appeln ü. Stubben, Kr. Wesermünde.

Elvers, Wolfgang, früher Allenstein, zuletzt Panzergrenadier, Feldpost-Nr. 39 136 G. Letzte Nachricht 17. 4. 45 aus Peise bei Königsberg. Nachr. erb. an Bruno Elvers, Kissingen/Garitz, Hauptstraße 156 ½.

Wolfgang Hoffmann aus Königsberg Pr., Burgschüler, geb. 7. 6. 28, war Lw. Oberhelfer, Königsberg, Graudenz, zuletzt in Stettin, F.P.N. L 10 472 c Lg. Pa. Berlin. Letzte Nachricht v. 4. 4. 45 aus Stettin. Bekannte, Freunde, Kameraden, jede Nachricht ist wichtig. Bitte, an Dr. Max Eckert, Horst/Holstein, Bahnhofstraße 15 oder Fritz Hoffmann, Halle/Saale, Huttenstraße 93, zu schreiben.

Rußlandheimkehrer! Wer kennt meinen Sohn, den O.-Gefr. **Reinhold Borm,** geb. 10. 6. 24, Kaufm., Heimatanschrift: Tilsit/Übermemel Milchbuderstraße 29. Gehörte der 349. Div. an. Er hatte bis 1. 4. 45 die Feldp.-Nr. 08 642 C, dann Nr. 00 353 A. Letzte Nachr. v. 1. 4. 45 vor Karlsberg. Erb. jede Nachr. Georg Borm, (20 b) Lödingsen üb. Uslar/Land.

Ich suche die ostpreuß. Lehrer **Erich Birnbaum, Hugo Diesing, Kurt Ehlert, Johanes Knoblauch.** Nachricht erbittet Gerhard Haese, Spieka-Neufeld (Bremerhaven).

Wer kann Auskunft geben über das Schicksal meines Sohnes **Helmut Wiemer,** geb. am 24. 8. 1907 in Tilsit/Ostpr. Letzte Nachr. vom 1. 3. 1945 aus der Gegend um Doblen / Kurland. Letzte Anschrift: Obgefr. 05 573 D, soll von Jan. 45 bei einer Panzer-Einheit gewesen sein. Erbitte Nachr. an Gertrud Wiemer, Hersfeld/Fulda, Brückenmüllerstraße 11.

Hauptmann d. R. **Hans Grundmann,** Studienrat, geb. 18. 11 1909 (Schlesien). Letzte Einheit: Gren.-Regt. 506/291. Inf.-Div. als Batl.-Führer, letzte Feldp.-Nr.: 39 416, 44 392 A u. 45 357 c, letzter Einsatz: „Lysa Gora" (Polen), letzte Nachricht: 10. 1. 45. Soll Jan. 45 gefallen sein. Wer weiß Näheres? **Studienrätin Elisabeth Kunze,** geb. 1881, wohnte in Königsberg Pr., **Bärenapotheke,** zuletzt Albrechtstraße 10, zusammen mit ihrer Haushälterin Fany Meinhardt. Wer weiß Näheres über beider Schicksal, letzte Tage und Tod? Nachricht erbittet: Barbara Grundmann geb. Kunze, (16) Alsfeld in Hessen, Schwabenröder Str. 2.

Wo befindet sich das **Landesforstamt Ziechenau Süd/Ostpr.?** Gesucht wird d. Angestellte **Max Bahlo,** geb. 23. 4. 11. Letzte Nachricht am 20. 1. 45 aus Illowo. Er war mit Forstmeister Basemann und Revierförster Heitz zusammen. Wer kann irgend eine Auskunft geben? Gertrud Muisus, (20) Obernwöhren 32, bei Stadthagen (früher Liebenfelde Ostpr.).

Heimkehrer! Wer kann Auskunft geben über meinen Mann **Otto Heinrich,** geb. 11. 10. 90, Reg.-Rat beim Oberfinanzpräsidium Königsberg. Seit Sommer 1944 beim Volkssturm. Kämpfe in Königsberg mitgemacht, April 1945 Gefangenenlager Carmitten/Samland. Soll Mai 1945 abtransportiert worden sein, angeblich Gef.-Lager Pr. Eylau. Später Lazarett Pr. Eylau, wo Dr. Werth od. Weth ihn behandelt haben soll. Nachr. erb. Erna Heinrich, Kulmbach, Schwedensteg 4.

Herbert Godau, geb. am 2. 8. 1925 in Lauth bei Königsberg, aus Gefangenschaft am 7. 4. 1949 zurückgekehrt. Sohn der Johanna Godau geb. Schwarz, geb. am 23. 2. 1899 in Alt-Passarge, braucht dringend seine Geburtsurkunde und andere Papiere! Bitte helfen! — Herbert Godau in Weil im Dorf bei Stuttgart, Wendelien-Hippler-Straße 22, bei Fr. Raiser.

Stalingradkämpfer! Obergefreiter **Helmut Kadgien,** geb. 22. 10. 1913, aktiv vom Herbst 1938 im Inf.-Rgt. 1 Königsberg/Pr., Feldp.-Nr. 37 960 im Februar 1942, Feldp.-Nr. 24 951 ab Oktober 1942, letzte Nachricht vom 1. 1. 1943 Stalingrad. Nachricht erbeten an Kurt Winkel, Landshut/Bay., Seligenthaler Straße 61.

Frau Elisabeth Caspary aus Tilsit, Salzburger Str. 8 b, zuletzt wohnhaft in Königsberg, Hufenstraße 100, bei Frl. Hirsch, wird ges. von Fr. Helene Reinhold, Göttingen, Planckstr. 7. Wer war mit ihr zusammen und kann Auskunft geben?

Achtung Marienburger? Wer kann mir Auskunft geben über meine Tante Frl. **Berta Schmidt,** geb. 31. 3. 62 (gänzlich erblindet)? Wo sind die übrigen Insassen des Jerusalems-Hospitalhingekommen? Um Ausk. bittet Käte Gronwald, Braunschweig / Querum, Nachr. Kaserne Bl. 8 II.

Ewald Maleike, Feldp.-Nummer 36 100 C, wohnhaft Königsberg/Pr., Unterhaberberg, 40 Jahre alt. Zuletzt im Jan. 1945 in Königsberg gesehen; **Emil Baumeister,** 68 J. alt, wohnhaft Königsberg i. Pr., Alter Garten 24/25. Werkzeugmacher beim Heereszeugamt Ponarth; **Anna Kristand** geb. Mollien, 48 Jahre, nebst Tochter Gisela, 12 Jahre alt, Königsberg/Pr., Börsenstr. 1 a wohnhaft. Sollen in Metgethen von den Russen gefangengenommen und nach dem Ural verschleppt sein; **Unteroffz. Edgar Mollien,** geb. 28. 11. 14 in Hamburg, zuletzt wohnhaft Hamburg-Fu., Fuhlsbüttler Str. 687. Feldp.-Nr. 18 203 Pz. Zuletzt Kampfabschnitt Küstrin März 1945. Nachricht erbeten an Bäckermeister Paul Mallien, Hamburg - Popp., Poppenbüttlerweg 166.

Wer weiß etwas über den Verbleib von Frau **Dr. Urte Ascheckies,** Zahnärztin in Neukuhren/Samland und ihrer Mutter Frau **Frida Lilienthal,** Königsberg/Pr., Vogelweide 4? Letzte Nachricht von der Flucht März 45 aus Stolp/Pommern. Ferner von Gutsbesitzer **Eduard Ditt** und Frl. **Elise Ditt,** Kurschen (Talwiesen) Krs. Pillkallen? Letzte Nachricht von der Flucht aus Ostpr., Febr. 45. Nachrichten erbittet Dr. Nimtz, Berlin-Zehlendorf, Am Fischtal 26b

---

Gesucht werden: Familie **Karl Hoppe** aus Fischhausen Ostpreuß., Fischerstr. 8; Frau Else **Barthel** geb. Wieppel aus Königsberg/Pr.; Fräulein **Hildegard Siedler** von der Funksendestelle Danzig-Glettkau. Sämtliche Nachrichten erb. an Gertrud Schwab, München 8, Weißenburger Straße 29 I.

Franz Zimmer und Frau Charlotte geb. Gillweit mit **Kindern** Artur und Irmgard, Heimatanschrift: Trakehnen, Kr. Ebenrode Ostpr., werden gesucht von Ursula Schinkel, (20a) Scheipl0h b. Eschede Krs. Celle (Hann.).

Ich suche nach einem Lebenszeichen über Frau **Eva Gicre,** Witwe des 1939 gefallenen Dozenten für Geologie an der Universität Königsberg i. Pr., aus Königsberg Ostpr., Beckstr. 1. Letzter bekannter Aufenthaltsort: Neubarkoschin, Kreis Danzig, evangl. Pfarrhaus. Gesucht durch Fr. Dr. Marianne Düll, München 22, Kaulbachstraße 62 a.

Angehörige des Arbeitsdienst-Lagers Königsberg-Charlottenburg 16/1 oder 1/16. Wer hat meinen Sohn **Siegfried Dannenberg** aus Heiligenbeil (Ostpr.), Schmiedestr. 3 b, geb. am 19. 9. 1928, gekannt oder gesehen? Er wurde vermutlich im Mai 1945 in Mecklenburg zur SS ausgebildet und dann nach der Tschechoslowakei abtransportiert. Wer weiß was von ihm. Um Auskunft bittet seine Mutter, Frau Johanna Dannenberg, Minden i. Westf., Brüderstraße 20. Früher wohnhaft in Heiligenbeil (Ostpr.), Schmiedestraße 3 b.

Wer kann Auskunft geben über Fr. **Hildegard Rockel** geb. Christokat, wohnhaft gewesen Königsberg Pr., General-Litzmann-Str. 39, Nachr. erbittet Gerhard Stein, Cuxhaven, Elfenweg 11 ptr.

Matschullat, Carl - Gustav, aus Königsberg i. Pr., Oberleutnant der Luftnachr. (evtl. Fallschirmjäger), Feldp.-Nr. L 24 293 (evtl. L 61 207 A) Frankfurt/M., Erkennungsmarke 14 A. Kp. z. b. V. Halle — 250 —, Einsatz von Salzburgen aus, Mitte September 1944 bei freiwilligem Vorgehen mit Infanterieeinheit gegen feindl. Panzer nach Abschuß einer Panzerfaust schwer verwundet und seitdem vermißt. Wer kannte ihn, wo blieb er? Nachr. erbittet Direktor Matschullat, Wiesbaden, Schiersteiner Straße 28.

Wer weiß etwas über **Rudi Römke,** geb. 28. 4. 28 in Kgb. Pr., Thomasstr. 1 a. Er soll sich 1946 angeblich in Bayern aufgehalten haben. Ferner wird gesucht **Karl Poganski,** früher in Wolka b. Willenberg, Kreis Insterburg, Ostpr. Nachricht erbeten an Frau Lotte Polkehn, Berl.-Siemensstadt, Nonnendamm-Allee 88 a.

Wer kann Auskunft geben über den Verbleib von Herrn **Michael Jurkschat** und seiner Frau Lina geb. Karrinat aus Lötzen, Schlageterweg 25, Offiziersblock? Und von: Frau Marie **Reichwaldt** geb. Rakowski aus Ebenfelde, Kreis Lyck, Ostpr. Nachricht erbittet: Fr. Luise Schwarz, Schloß Krikenbeck, Post Hinsbeck, Kr. Kempen (Niederrhein).

Stalingradkämpfer! Wer kann Nachricht geben über **Gerd Lüttmann,** Obergefr. im Panzer-Regt., Feldp.-Nr. 01 781, geb. 22. 10. 14, studierte Architektur. Letzte Nachricht 12. 1. 43. Heimat Königsberg. Nachricht erbeten Oberbaudirektor a. D. G. Lüttmann, Heidenoldendorf 260, Kreis Detmold.

Achtung Königsberg-Ponarther! Bruno Schekt, geb. 21. 1. 1905. War Schweißer im Reichsbahnausbesserungswerk Königsb.-Ponarth. Habe seit Januar 1945 keine Nachricht. Vielleicht kann von den Arbeitskameraden nähere Auskunft geben über den Verbleib. Nachr. erb. Frau Emilie Schecht, Rothenberg, Post Seßlach über Bamberg (13 a) Oberfranken.

Wer kann Auskunft geben über den Verbleib von **Frau Waltraut** Großklags geb. Reimann (geb. Dez. 1924) und Eltern **Max Reimann,** zuletzt wohnh., Schadewinkel/Wpr. Nachricht erbittet: Annemarie Wanzlik, Ulm/Donau, Schaffnerstraße 22, früher Rehhof/Westpr.

Wer kann Auskunft geben über meine Schwester, **Fr. Luise Schulz** geb. Reihs, geb. 26. 9. 84. Bei ihr befanden sich zwei Schwiegertöchter, wohnh. i. Königsberg-Ponarth, Jägerstr. 15. Nachricht erbittet Familie Gustav Dagg, Altenkoog (24b) Ostermoor b. Brunsbüttelkoog

---

Steinau, Otto, Schuhmacher, Königsberg, Tamnaustr. 15, zuletzt beim Volkssturm, 23. 2. 45 im Hafenbecken 4 gewesen. Nachricht erbet. an Frau C. Steinau, Horbach b. Aachen, Oberdorfstr. 156.

Johann **Czysewski,** Kirchheim-Ötlingen, Stuttgarter Str. 289, Heimatanschrift: Königsberg, Schrötterstraße 176, sucht Frau **Anna Czysewski** geb. Fenske, Geburtstag unbekannt, Heimatanschrift: Seyten b. Mühlen, Krs. Osterode; Frau **Ottilie Czysewski** geb. Gehrmann, Geburtstag unbekannt, Heimatanschrift: Klein-Pötzdorf bei Drebnitz, Kreis Osterode; Frau **Berta Friedrich** geb. Czysewski, geb. in Ostrowitt, Kreis Osterode, 1903, Heimatanschrift: Sassendorf, Post Bergling, Kreis Osterode.

Helga Freiin von Hoverbeck, wohnhaft gewesen in Statzen, Krs. Treuburg, wird ges. von Frau Carmen Muschner, Gieboldehausen, Kreis Duderstadt.

Schlußkämpfe b. Allenstein. Wer weis etwas über Volkssturmmann Herbert K a d e r e i t, 1. Komp., I. Marsch-Batl. 25/323 aus Allenstein, Kleeberger Chaussee, Erbh. Ziegelei Kadereit. Kann Batl.-Führer Mallien od. Komp.-Führer Lehrer Jessner aus Martinsdorf Auskunft geben? Kadereit soll am Tage des Russeneinmarsches noch in Allenstein gesehen worden sein. Nachr. an Helene Jänz geb. Kadereit, (20a) Rodenberg (Deister), Lange Str. 76.

Landsleute bitte herhören!

Auf unsere Artikel in der Ostpr.-Warte Nr. 7, 8, 9 und 1 wird nochmals hingewiesen. Arbeitskamerad Ernst R o s t o c k für die vielen Hinweise namens vieler Angehöriger unseren herzlichsten Dank.

Wir suchen und wer antwortet?

Schwester Margarete Masella, Städt. Krankenanstalt. Zuletzt tätig gewesen in der eingerichteten Krankenabtlg. in Cranz. Abtransport nach dem Zivilgefangenenlager bei Schloßberg (Pillkallen) möglich. Wer war mit der Genannten 1945 in Cranz zusammen? Wer sah M. im Durchgangs-Entlassungslager Suhl II?

Schwimmeister Wilhelm Hinz, Badeanstalt Hardershof, Wohnung Hundrieserstraße, dann Tiergartenstraße. Nach der Gefangennahme Abtransport nach Georgenburg. Wo blieb H. später?

Stenotypistin Ilse Skerstup, zuletzt Grundstücksamt. Wer kennt den Aufenthaltsort der Genannten? Bisher jeder Suchweg vergeblich gewesen. Wo leben die Geschwister?

Alexander Karnat, zuletzt russische Gefangenschaft. Seit 1949 keine Nachricht mehr? Wo blieb Kamerad K. ab? Heimkehrer, meldet Euch bitte!

St. Bau-Oberinsp. Erich Becker: war mit Arbeitskameraden Heinrich Schrade, Kurt Dischmann, Willi Fahrt und Fritz Tobegen im GPU-Lager zur Vernehmung zusammen. Der Weg führte vom Lager Schichau dorthin. U. a. wird in dem Bericht St. B. O. Insp. Barkhorn und Werner genannt, die ebenfalls als Vermißte gelten. In einem weiteren Bericht werden Becker, Barkhorn und Werner wahrscheinlich als gefallen gemeldet, doch positiv kann dies nicht behauptet werden. Wer war mit den Genannten im Vernehmungslager Neuendorf zusammen? Wohin wurden sie danach abtransportiert? Wo blieben die Kameraden tags darauf? Vielleicht Transport nach Lager Kaiserwald in Riga?

Walter Kirbus: Letzte Dienststelle Bauabteilung. Seit März 1945 Volkssturm Gotenhafen. Kameraden seiner Einheit, meldet Euch bitte.

Hans Fröck: Leider konnte bisher ein weiterer Suchweg nicht beschritten werden. F. bleibt vermißt, trotz eifriger Umfrage.

Fritz Harnisch: (K. W. S) Seit 7. 4. 45 verschollen. Wer sah und sprach ihn Ende April 1945?

Elektromester Kurt-Willi Lopp, Kbg.er Hafengesellschaft. Im September 1946 im Lager Kaiserwald in Riga mit den vermißten städt. Arbeitskameraden Schlosser Reuter und Kranführer Schlemminger zusammen gewesen. Wo blieben L. und die anderen Genannten als Spezialisten ab?

Kaufmann Eduard Kittler (Leder-Großwarenhandlung), war mit noch sechs Heimkehrern bis Anfang August 1945 im Lager Georgenburg bei Insterburg zusammen. Von diesen sechs Heimkehrern müßte doch jemand Auskunft geben können, wo K. geblieben ist. Wer war sein Barackenkommandant, wer sein Flurnachbar? Immer wieder haben die schwierigen Suchfälle bewiesen, daß gerade über Lager Georgenburg Klarheit geschaffen werden konnte. Kameraden meldet Euch, eine Mutter wartet auf ihren vermißten Sohn.

Fürsorgerin Meta Luszick. Wer kennt ihren Aufenthaltsort? Die eingegangenen Berichte sind verschiedener Natur. Wo blieb L. kurz vor der Besetzung Kbgs. durch russische Streitkräfte?

St. O. Sekr.in Hedwig Olivier. Die Genannte kam mit Dampfer „Potsdam" krank in Saßnitz an. Während die Gesunden alle per Bahn weitertransportiert wurden, blieb sie zunächst noch auf dem Dampfer. In Dänemark ist sie nicht angekommen. Eine Umfrage an sämtliche Krankenhäuser der Ostseehäfen nach Saßnitz, ob O. vielleicht dort eingeliefert, evtl. verstorben, wurde verneint. Es muß nun angenommen werden, daß sie auf dem Dampfer „Potsdam" verblieben ist, der später auf der Fahrt nach Dänemark unterging. Wer kann von den geretteten Passagieren und Mannschaften über ihr evtl. Schicksal berichten? — O. hatte keinerlei Papiere bei sich. Selbst der kleinste Fingerzeig wird dankbar zur Weiterverfolgung der Angelegenheit entgegengenommen. Landsleute, meldet Euch.

Michel Naujoks, zuletzt Kbg.er Volkssturm, dann Lager Pr.-Eylau. Wer war mit ihm zusammen? Wohin wurde N. abtransportiert? Wer kann Auskunft geben, ob N. ein Opfer des Hungertyphus wurde?

Schweißer Bruno Schecht: Zuletzt Reichsbahn-Ausbesserungswerk Ponarth. Seit Januar 1945 keine Nachricht mehr. Wo blieben seine Kameraden. Irgendeiner müßte doch Auskunft geben können.

Fritz Hirth, zuletzt Grenadier, geb. 3. 8. 27 in Gr. Engelau, Feldpostnummer 05 833. Seit 20. 10. 44 bei den Kämpfen Schloßberg-Ebenrode vermißt. Wer war mit H. zusammen und sah ihn fallen?

Günter Kolbe, zuletzt Oberfähnrich der Luftwaffe, geb. 16. 1. 25 in Kbg., Flugzeugführer bei der Jagdrammstaffel 308, Einsatzflughafen bei Wien. Im Luftkampf am 16. 7. 1944 an der ungarischen Grenze vermißt.

Horst Schreiber, Obergefreiter, Feldpostnummer 04 447 D, 383. Division, 531. Regt., 1. Batl., 3. Komp. (General Hofmeister) im Osten bei Brijansk und Baraniwitschi vermißt, Geb. 7. 4. 1922 in Gr. Engelau.

Weiter werden gesucht:

V o n d e r F e u e r l ö s c h p o l i z e i: Gau, Povel, Kelch, Dühring, Monin, Grentsch, Lampert, Ziegler, Bezirksfeuerwehrhauptmann Preuß, Verw.-Ob.-Insp. Schimke, Christel Saul-Jüergasch, Spark.-Angest. Gramatzki, Lothar v. Dzingel (Grdst.-Amt), Witwe Prof. Dr. Kurt Munier (Holstein), St.-O.-Insp. Quint, Fanelsa (Jurist), Baumeister Luckmann, St.-O.-Insp. Müller, Angest. August Kniest, Baumeister Franz Laschat, Angest. Dorloff, Mag.-Rat Horst Boettcher, Techn. Adolf Weigand, St.-Insp. May, St.-O.-Insp. Witulski, Insp. der Fuhrgesellschaft Otto Nitsch, Stenotypistin Else Voigt, Mag.-Schulrat Erich Steinau, Oberbaurat Mauruschat, Heizungskontrolleur Schwarz, Frau Anna Bodlin, Monkengasse 5, St.-Insp. Czymmeck, Spark.-Angestellte Otto Klement und Helene Grunwald, d i e S p a r k a s s e n - A n g e s t e l l t e n: Hartrampf, Eberle, Zeronsky, Domnick, Uhlich, Luxa, Winter, Paetsch; Frau Margarete Bolius, Pauperhausplatz 4, Stadt-Insp. E w a l d Henseleit, Spark.-Ang. Hans Elisat, Organist im Krematorium Hermann Elisat., St.-O.-Insp. Wetzker.

Hellmut Zilian, Stadtoberinspektor, geb. 4. 11. 1899, Hauptmann und Batl.-Kdr., letzte Feldpost-Nr. 25 815 A. Seit 31. Januar 1945 in Ostpreußen verschollen. Nach Berichten soll mein Mann durch Pakvolltreffer in seinem Gefechtsstand Ende Januar 1945 gefallen sein. Welcher Kamerad oder Kollege weiß darüber Genaueres? Nachr. erbittet die Ehefrau Else Zilian und Sohn Siegfried in (17b) Reichenbach b. Lahr (Baden), Schulhaus.

Anschriftensammelstelle der Königsberger Magistratsbeamten, -angestellten und -arbeiter, (16) Biedenkopf, Hospitalstraße 1.

Suchanzeigen kostenlos

Von allen B e z i e h e r n der Ostpreußen-Warte, die noch immer im Ungewissen über das Schicksal ihrer n ä c h s t e n A n g e h ö r i g e n sind, nehmen wir Suchanzeigen k o s t e n l o s auf. Wir wollen in unserem bescheidenen Rahmen mit dazu beitragen, Aufklärung über den Verbleib unserer vermißten Landsleute zu schaffen.

Elchland-Verlag, Anzeigen-Abteilung

Walter Albrecht erzählt von:

Schmand mit Glumse, Fleck und Beetenbartsch

„Wissen Sie, Frau Ganslhuber: die Knödel, wie man sie hier in Bayern ißt, nennen wir in Ostpreußen „K e i l c h e n"; aber was sind die klein im Vergleich zu den Klößen, die ich meiner Familie auf den Tisch gestellt habe", meint Frau Endrigkeit. „Wir wohnten im südlichen Ostpreußen, im Kreise Mohrungen, wo die größten Keilchen gekocht wurden, „vom Scheffel drei", wie man so dazu sagte. Mein Gott, ist das schon lange her — und unser schönes Heimatland darf uns nicht mehr gehören! Aber ich seh' schon, Sie haben Interesse an unserer ostpreußischen Küche, wohl weil Ihr Mann dort viel geschäftlich zu tun hatte und den schweren, aber doch gutmütigen Menschenschlag kennen und lieben lernte, wie Sie mir neulich sagten.

Na, dann wird er Ihnen vielleicht auch von unserer Spezialität „S c h m a n d m i t G l u m s" erzählt haben. Schmand ist auf Hochdeutsch Sahne, und mit Glums bezeichnet der Ostpreuße den weißen Käse, den ihm in unübertrefflicher Güte einst seine Rekordküche lieferten, jene märchenhaften Tiere, die bis zu 11 000 Litern Milch im Jahre gaben. Und erst in K ö n i g s b e r g, der alten Ordensstadt am Pregel — haben unsere Männer sich nicht satt genug essen können am „F l e c k", jenes aus Rindermagen, unter Zugabe von Essig und Majoran, bereitete Gericht, das eines jeden Ostpreußen Herz höher schlagen läßt. Ein Verslein weiß zu erzählen:

Königsberg ist in der Welt bekannt
durch Fleck, durch Marzipan, durch Kant.

Und es gibt Lästerzungen, die dem großen Königsberger Philosophen nachsagen, nächst dem kategorischen Imperativ sei außer der Bohnensuppe Fleck seine einzige Leidenschaft gewesen. Von Weihnachten her müßten Sie doch auch das Königsberger M a r z i p a n kennen. Ich habe mal irgendwo gelesen, daß der Name Marzipan von „Marci — panis" herkommt, das heißt Brot des Marcus. Der Apostel soll in der Fastenzeit winzige, aus zerkleinerten Mandeln geformte Brote gegessen und somit Anspruch haben als Erfinder der beliebten Süßigkeit genannt zu werden. Und dann den K ö n i g s b e r g e r K l o p s nicht zu vergessen, der sich, wenn auch mehr dem Namen als der Zubereitung nach, längst alle deutschen Speisenkarten erobert hat. Der echte Königsberger Klops,



Königsberg Pr. — Große Halle im Blutgericht Aufn.: Archiv

wie er wirklich fabelhaft schmeckt, ja den versteht — verzeihen Sie die Kritik — die süddeutsche Hausfrau nicht richtig zu machen. Versuchen Sie einmal mein Rezept, wie es meine Großmutter schon von ihrer Mutter übernommen hat, das „Man-nehme" aus den einstmals fetten Jahren können Sie ja ein wenig auf die heutige Zeit abstellen, z. B. in bezug auf Eier und Butter. Wer es versteht, noch tiefer in die Geheimnisse ostpreußischer Kochkunst einzudringen, wird noch mehr seltsame Gerichte finden. B e e t e n b a r t s c h zum Beispiel, eine Speise, die aus roten Beeten, aus Rindfleisch und aus Sahne bereitet wird, oder S a u e r a m p f e r s u p p e, deren nahrhafter Bestandteil nächst kleingehackten, harten Eiern wiederum ‚Schmand' war."

„Ach, beinahe hätte ich das Beste vom Besten, den „Schmandschinken", ganz verschwiegen, womit man den trotzigsten Mann zum sanften Lamm umstimmen konnte", meint Frau Endrigkeit. Aber Frau Ganslhuber weiß noch mehr Gerichte aufzuzählen. „Mein Mann schwärmt heute noch von euern „grauen Erbsen mit Speck", wendet sie ein, „und von dem „Höllengericht", das aus Paprikapfeffer, Kartoffeln, Zwiebeln und sonstigen Ingredienzen bestehen soll und das er bei Verwandten in G i l g e am Kurischen Haff gegessen hat."

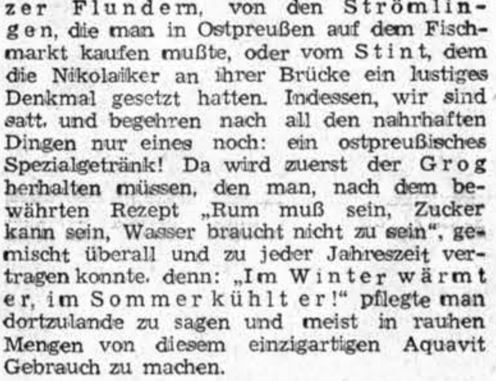
Liebe nichtostpreußische Leser, vielleicht werden Sie bisher aus alledem den Eindruck gewonnen haben, die ostpreußische Küche sei zwar dem Klima und dem Charakter des Landes entsprechend kräftig, für den Feinschmecker aber doch wenig reizvoll. Weit gefehlt! Auch dem verwöhntesten Gourmand wußte Ostpreußen mit Spezialitäten aufzuwarten.

In den Riesenseen Masurens, vornehmlich in den Nikolaiker Gewässern, wurde die



In diesem ostpreußischen Molkereibetrieb wurde der echte Tilsiter Vollfettkäse hergestellt. Aufn.: Haro Schumacher

M a r ä n e gefangen, wie im Starnberger See die „Renke", ein Fisch, der geräuchert, zu den seltensten Delikatessen des Landes gehörte. Sie soll am besten schmecken, sagten unsere Männer, wenn man B ä r e n f a n g dazu trinkt, jenes seltsame Gebräu aus Sprit und Honig, mit dem man früher in Masuren



Bären zu fangen pflegte, gegebenenfalls, um sie landfremden Besuchern aufzubinden.

Ein anderer Fisch, der dank seiner Verschiedenartigkeit — je nach dem Gewässer, in dem er lebt, und je nach der Zubereitung — ein eigenes Studium lohnte, ist der A a l. Schon die Ritter des Deutschen Ordens wußten ihn zu schätzen. Denn, als sie vor 600 Jahren das „feste Haus" Angerburg errichteten, da legten sie zugleich einen Aalfang an, der dem freundlichen Städtchen im Norden der masurischen Seenkette die prächtigsten Aale lieferte. A n g e r b u r g e r B r e i t - u n d R u n d a a l ist weder blau noch grün, weder geräuchert noch in Gelee zu verachten. Ihm gleichwertig ist der Aal, den man in der Heimat des T i l s i t e r K ä s e s und der auf dem Rost gebratenen E l c h l a n d e, an der Ostküste des Kurischen Haffs fängt. Ebendorther stammt übrigens auch ein großer Teil der N e u n a u g e n, die man allenthalben in Deutschland früher zu kaufen bekam. Die Krone gebührte aber ohne Zweifel dem S p i c k a a l, der in L a b i a u zu Hause war. Er wird so genannt, weil man den Fisch stückweise auf langen Hölzchen aufspießt („spickt") und ihn in dieser nur in Ostpreußen üblichen Form räucherte. Er wird dadurch so bekömmlich, daß man bei seinem Genuß sogar des sonst ebenso traditionellen wie unentbehrlichen Beitrunks entraten kann. Jenes Getränk nämlich, das dem in den Masuren volkstümlichen Pfarrer Pogarzelski vor weiland 170 Jahren Anlaß gab, eine seiner berühmten Leichenpredigten mit den Worten zu beginnen: „E r s t a r b, s t a r b n i c h t a n B e d r ä n g n u s, a c h, a u c h n i c h t a n K ü m m e r n u s, n e i n, e r s t a r b a m K o r n u s."

Noch mehr könnte man gerade von ostpreußischen Fischen berichten: vom H a f f z a n d e r, der von Elbing aus in alle Welt verschickt wurde; von den f e t t e n C r a n z e r F l u n d e r n, von den S t r ö m l i n g e n, die man in Ostpreußen auf dem Fischmarkt kaufen mußte, oder vom S t i n t, dem die Nikolaiker an ihrer Brücke ein lustiges Denkmal gesetzt hatten. Indessen, wir sind satt, und begehren nach all den nahrhaften Dingen nur eines noch: ein ostpreußisches Spezialgetränk! Da wird zuerst der G r o g herhalten müssen, den man, nach dem bewährten Rezept „Rum muß sein, Zucker kann sein, Wasser braucht nicht zu sein", gemischt überall und zu jeder Jahreszeit vertragen konnte, denn: „I m W i n t e r w ä r m t e r, i m S o m m e r k ü h l t e r!" pflegte man dortzulande zu sagen und meist in rauhen Mengen von diesem einzigartigen Aquavit Gebrauch zu machen.

Die englischen Kaufleute freilich, die im Mittelalter in Elbing saßen, wußten noch ein besseres Getränk. Sie brauten mit dem Wasser einer von ihnen entdeckten, besonders heilkräftigen Quelle ein Bier, das bis in die Gegenwart E n g l i s c h - B r u n n e n hieß und das beste war, was Ostpreußen nach dieser Richtung zu bieten vermochte.

Wer in Königsberg auch nur für kurze Zeit verweilte, ist meist im B l u t g e r i c h t mit Freuden eingekehrt. Zwar trank man dort unten in den düsteren, mauerschweren Kellern des alten Königsberger Ordensschlosses keinen ostpreußischen Rebensaft, aber man fand in ihnen all die Namen wieder, die am Rhein und an der Mosel, am Neckar und an der Nahe klingen. Und man staunt über diese letzte der ostpreußischen Spezialitäten: die edlen Weine des Westens gediehen einst in den Kellern der alten Ordensritter so gut, daß man sie vom Rhein nach Ostpreußen und nach zehnjähriger „Erziehung" von dort wieder nach dem Westen schickte, sie schmeckten besser, wenn sie ihre Zeit im Osten g e l a g e r t hatten!

Siegel aus Ostpreußen

Nun war er schon ein paar Jahre hier im Holsteinischen beim Bauern Dippold im Stall. Ja, gut hatt er es hier, aber dennoch dachte er voll Sehnsucht an seinen ersten Sommer als Fohlen in Ostpreußen.

Der schöne Weidegarten, bergauf und bergab konnte man da traben, bei großer Hitze unter den Erlen im Bruch stehen oder auf dem Birkenhügel sich herumtollen. Die braune Loni war immer dabei; es gab viel Spaß miteinander. Den ganzen Sommer über war man draußen, nur zuweilen holte der Julius die Mutter, die Rappstute, zur Arbeit und dann mußte man auch in den Stall. Aber lange dauerte das meist nicht; zum Abend waren dann Mutter und Kind wieder beieinander und vergnügt trollte man wieder in den Weidegarten. So ging der Sommer hin in lauter Frohsinn.

Als es Herbst wurde, änderte sich die Stimmung bei den Menschen und auch die Tiere wurden davon erfaßt. Sah man doch oft Züge von Leiterwagen, auf die die Menschen ihre notwendigste Habe gepackt hatten, dazu Nahrung für Mensch und Tier. Kummervoll saßen die Menschen darauf, hatten sie doch ihre Heimat an der Grenze verlassen müssen, da der böse Krieg bis an ihre Gehöfte vorgedrungen war. So zog der Winter ins Land; der Hafer und das Heu im Stall wollten weder der Rappstute noch dem übermütigen Siegel schmecken. Aber bis Weihnachten ging soweit noch alles gut. Doch im Januar, als die Russen zur großen Offensive ansetzten, hörte man den Lärm der Schlacht auch bis auf unser Gehöft. Nun dauerte es nur ein paar Tage, dann trat eines Morgens der Julius viel früher als sonst in den Stall. Mit finsterer Miene und besonders sorgsam schirrte er die Stute auf und brachte sie zum Leiterwagen; Siegel trollte zunächst neugierig daneben. Doch was sah er da? Ein ähnliches Bild, wie er's im Herbst vom Weidegarten aus gesehen hatte. Der Wagen mit einem großen Plan überdacht, der mit liebervoller Hand alles bedeckte, was die Menschen darunter gepackt hatten.

Als Nebenpferd stellte Julius die Mutter von Loni ein; so war sie wenigstens auch mit dabei. Nur ein paar Pferde konnten so die Flucht mitmachen, ein Teil mußte zurückbleiben, einem ungewissen, schrecklichem Schicksal entgegen. — —

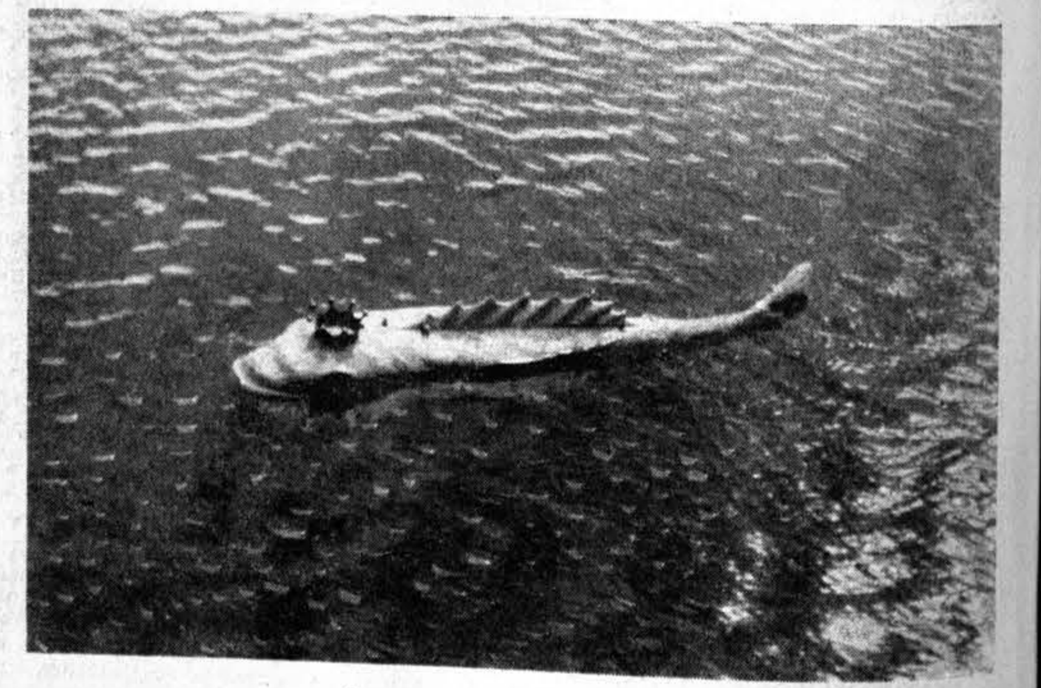
Dann ging's fort vom Hof, wo man alles lieb hatte, jeden Stein, jeden Baum. Böse war's, wenn die Kampfflieger herabsausten.

Oft mußte unter schützender Deckung Halt gemacht werden, denn alles, was sich bewegte, konnten sie besonders gut erspähen. So ging's bis zum Haff; immer näher kam das Tosen der Schlacht. Hier hatte sich ein großer Flüchtlingsstrom gestaut, dazu war das Eis nicht mehr fest, so raunten es sich die Menschen sorgenvoll zu. In drei Wegen zogen die Trecks über das Haff, von Wagen zu Wagen mit 100 Meter Abstand, eine größere Belastung ließ die Eisdecke nicht zu. Glücklich kam man hinüber, am Rande schon vorsichtig tastend zwischen Eisschollen. Wie oft stürzten sich auf der Nehrungsstraße die feindlichen Flieger auf die Flüchtlingswagen, manch ein Pferd wurde getroffen und blieb stöhend und klagend liegen.

Es war ein kummervoller Weg; die Nehrung bis Danzig, und hier war's fast unmöglich, weiterzukommen. Doch allmählich wurde auch das überwunden.

Weiter ging's an der pommerschen Küste entlang. Hier konnte zuweilen Rast gemacht werden, doch der Krieg zog hinter den Flüchtlingen her. Aber die Nächte waren nicht mehr kalt, Gras wuchs an den Straßenrändern. Eines Augustmorgens, der Lärm der Schlachten war schon seit Monaten verstummt, langte Julius mit seinen Getreuen auf dem Hof von Dippold an. Hier erregten die „Ostpreußen", so wurden die Flüchtlingspferde schlechthin genannt, großes Aufsehen. Müde und abgekämpft standen sie da, doch ihr Wuchs zeigte deutlich die edle, ostpreußische Stammzucht. Als äußeres Zeichen trat der „Elchbrand" auf dem linken Oberschenkel hervor. — —

Jetzt sind sie schon lange gute Freunde, die „Holsteiner" und die „Ostpreußen" und an Wintertagen, wenn es draußen keine Arbeit gibt, hört man manch munteres Wiehern im Stall. **Dora Schmidt-Haimhausen**



Der Stinthengst von Nikolaiken Aufn.: H. Schumacher